P.o.germ.
2059
-1-

P.o.germ. 2059 (1

16177

789

1782
14 Bole

<36632734210019

<36632734210019

Bayer. Staatsbibliothek S

[Arnold, Ignaz Ferdinand Cajetan]

Die Giftmischerin

oder

die Geheimnisse des Grabes.

Vom

Verfasser des Romans:

Ritter Golo der Grausame, oder die Büßende in der Felsengruft.

Erster Theil.

Quedlinburg und Leipzig, 1822,
bei Gottfried Basse.

A 172134
Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Giftmischerin
oder
die Geheimnisse des Grabes.

Erster Theil.

Das außerordentliche und höchst erfreuliche Familienereigniß wurde auch dem Sohne gemeldet, welcher als Kaufmann in Costau verheirathet war. Er staunte über den Inhalt des Briefs, den er von seinen Eltern empfing, und sagte zu seiner Frau, nachdem er ihr denselben vorgelesen hatte: „Muß gestehn, daß ich auf keinen Hasen und leiden, was ich fürchte, niemals höjen. Ob sich die Eltern auch nicht von Umständen des Grafen und seinem Charakter und Gute genau erkundigt haben? Es giebt umherziehende Quacksalber, die sich Doctoren nennen, und die dummen Leute glauben es. Kann es nicht auch einen Menschen geben, der sich für einen Grafen ausgiebt und ein Betrüger ist? Wenn meine Eltern und meine Schwester durch den Menschen unglücklich würden, das würde mich sehr betrüben!"

Auf der Stelle schrieb er an einem bekannten Handelshaus nach Bunzlau, in dessen Nähe das Gut des Grafen lag, über dem einer der vorgeblich Concurs schwebte, und erkundigte sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit bald das nähere und getroffene Umstände unseres Grafen von Dreimen-

Erste Scene.

Das Gespräch im Kerker.

Von Kummer und Verzweiflung bis zur Naserei geplagt, seiner nicht mächtig, eilte Herr von Breton durch alle Zimmer seines Schlosses, schwankte dann nach dem Garten und Felde hin, suchte Ruhe für sein Herz, in dem es gewaltig stürmte und — fand sie nicht. Religion, Vernunft und Gewissen, Alles, was den niedergeschlagenen Menschen in seinem Gram aufrichtet, schien zu

Bayerische Staatsbibliothek München

verstummen und nichts, nichts sprach ihm ein Wort des Trostes zu. Der Entschluß, einen mörderischen Streich gegen sein Leben zu thun, um der Qual seines verhaßten Daseyns ein Ende zu machen, war in dem Augenblicke, als der innere Schmerz am ärgsten wüthete, gefaßt; er fühlte es, wie leicht dem Selbstmörder das Sterben wird: aber der Glaube an einen künftigen Richter, an die Strafe eines Lebens, das sich mit einer unerlaubten That beschließt, gebot ihm Selbstüberwindung und, er schleuderte die tödtliche Waffe von sich und rief aus: „Ich will aushalten, leben und müßte ich alle Martern der Hölle dulden! Unergründliches Wesen, wie dunkel sind Deine Wege, wer kann Deinen Gang deuten!“

Der von ihm abgeschickte Diener kam in dem Augenblicke wieder, als Herr von Breton vor dem Bilde seiner Gattin stand, über deren Verlust er seit sechs Jahren trauerte und jetzt dachte: „Wärest Du nicht gestorben, Josephine Deine Tochter wäre gewiß nicht die Unglücklichste ihres Geschlechts! Ach! wenn sie nur nicht die Verdammlichste ist!" Als er den Diener ansichtig wurde, fragte er mit stürmischer Heftigkeit: „Ist sie wirklich im Gefängnisse? Hast Du sie gesehen, gesprochen? Sagte sie kein Wort von mir, von ihrem Gatten? Erkennt sie sich schuldig? Zeigt sie Reue? Was urtheilen andere Personen von ihr? Die Begebenheit muß schreckliches Aufsehn machen!"

Der Bediente war nicht vermögend, alle Fragen seines Herrn, die so rasch auf einander folgten, zu behalten und zu beantworten. Mit geheimer Aengstlichkeit erwiederte er, und seine Lippe bebte: „Die Frau von Ameil — so hieß jetzt Josephine, Herrn von Bretons Tochter — ist wirklich gefangen genommen und eingekerkert. Der Verdacht und vielleicht mehr als dieser, ist wider sie; aber noch habe ich Hoffnung. Die Wahrheit einer Thatsache verfinstert sich oft durch mancherlei Umstände, die das Licht einer genauern Prüfung, zur Ehre der Unschuld, aufklärt. Sprechen konnte ich die Gefangene nicht. Man ließ mich nicht zu ihr. Alles, was ich von dem Aufseher der Gefängnisse erfuhr, als ich ihm sagte,

ein leidender Vater lasse sich durch mich nach seiner einzigen Tochter erkundigen, war: sie ist ruhig, wie ein Lamm; zwei Mal fand ich sie auf den Knien betend; kein Wort hat sie mit mir gesprochen. Sie sieht wie die Milde und Tugend selber aus. Für einen Engel möchte man sie halten, wenn man nicht wüßte, daß sie eine Giftmischerin wäre. Wie fein und listig kann sich ein Weib verstellen! Will Ihr Herr Mehreres von ihr wissen, so mag er nach einigen Tagen selber kommen, ich will's ihm erzählen. Der arme Vater!"

„Ein reicher, glücklicher Vater war ich, und stolz auf meine schöne, kluge und fromme Josephine," sagte Herr von Breton schluchzend, indem ihm un-

verhaltene Thränen über die Wangen rollten. „Ja wohl, arm, elend, bedauernswerth bin ich nun! Ihre Ruhe, ihr Gebet, Alles, Alles bestärkt mich in dem Glauben, daß sie unschuldig ist. Und wie könnte ein so religiöses Gemüth, wie das ihre, plötzlich eine so schauderhafte Gestalt annehmen! Wie könnte ein Herz, das ohne Mitleid kein Kind weinen hören konnte, den Entschluß fassen, ein Menschenleben zu vertilgen, und woher die höllische Kraft nehmen, ihn auszuführen! Albert, ich wage es zu hoffen, ich überrede mich, es zu glauben, gerechtfertigt vor der Welt wird meine Josephine den Kerker verlassen. Der Allgerechte waltet, er ordnet unser Geschick, wunderbar führt er in Kerker und wieder heraus. Laß

mich allein. Ich muß sie sehen, sie soll mich trösten!"

Auf der Stelle setzte sich Herr von Breton nieder und schrieb an das Criminalgericht nach C...n folgenden Brief:

„Meine Tochter, die verwittwete Frau von Ameil, muß durch unbezweifelte Gründe eines schauderhaften Verbrechens überführt seyn, das ich in seinem ganzen Umfange noch nicht kenne, sonst würde ein hohes, gerechtes Gericht mit dieser Strenge gegen sie nicht verfahren. Eine Frau aus ihrer Wohnung zu reißen, in ein Gefängniß einzusperren, sie vor der Welt zu entehren, wenn sie

es nicht verdient hätte, das wäre eine so schreiende Ungerechtigkeit, die sich durch alle Genugthuungen und Ehrenbezeugungen der Erde, nicht wieder vertilgen und gut machen ließen. Kein Urtheil fälle ich über meine Tochter; aber, zur Steuer der Wahrheit kann ich's bezeugen, einen trüben Augenblick hat sie mir nie gemacht, nie durfte ich die reine, ungefärbte Güte ihres Charakters bezweifeln. Wer ein Vaterherz hat, der wird es begreifen, wenn er seine Tochter je so liebte, wie ich die meine, was ich empfinde. Die Macht der Religion allein konnte mich zurückhalten, daß ich nicht zum Selbstmörder wurde. Um die Vergünstigung bitte und flehe ich, meine

Tochter auf eine Stunde sprechen zu dürfen, wenn es auch in Gegenwart einer Gerichtsperson geschehen muß. Den Sinn und Vorsatz habe ich nicht, sie die böse Kunst zu lehren, durch eine betrügerische Aussage ihre Schuld zu mildern. Hat sie an dem Gesetze gesündigt, so mag sie das Gesetz strafen, ob auch mein Herz dann zerrissen wird. Sie bleibt als Verbrecherin noch meine Tochter; ich kann mich nicht von ihr lossagen und der Allwissende, der in die feinsten Falten, die geheimsten Regungen des Innern sieht, dem Beweggrund, Kraft und That vor Augen liegen, verzeiht, wenn der Richter auf Erden das Todesurtheil sprechen muß.

Breton."

Der treue, theilnehmende Albert nahm das Schreiben seines Herrn in Empfang und erhielt den Befehl, rasch nach C...n hinzureiten und ohne Antwort nicht wieder zu kommen. In der Zwischenzeit versuchte es der unglückliche Vater, die Heftigkeit seines Schmerzes zu mildern; aber es gelang ihm nicht. Schlaflos und in schrecklichen Vorstellungen verging ihm die Nacht. Alles erschien ihm in der allgemeinen Stille, die in der Natur herrschte, schwärzer, entsetzlicher und vor manchen Bildern, die seine Phantasie schuf, fuhr er mit Entsetzen zurück. Zur Vermehrung seiner Pein hatte er sogar die Wahrscheinlichkeit gefunden, daß Josephine, wenn sie von dem angeschuldigten Verbrechen wirklich nicht rein war, es nie begangen

gen haben würde, wenn er sie bei der Wahl eines Gatten freier handeln ließ und sie mit seiner väterlichen Autorität, der sie sich mit aufopfernder Kindespflicht unterwarf, nicht bestimmte. Diese Gedanken brachten ihn dahin, daß er sich vor Gott und seinem Gewissen als einen Mitschuldigen anklagte, welcher Strafe verdiene oder Verzeihung bedürfe. Leichter wurde die schwere Last seines Kummers, als der Morgen graute, und das Leben im Schlosse und allenthalben wieder munter wurde.

Gegen Mittag ritt er seinem Diener entgegen, um einige Stunden früher das Antwortschreiben zu empfangen. Schon am Eingange des Dorfs begeg-

nete ihm Albert und überreichte ihm, auf sein Verlangen, einen schriftlichen Bescheid folgenden Inhalts:

„Auf Ew. Hochwohlgeb. Gesuch, Ihre Tochter, die Frau von Ameil, in ihrem Gefängnisse sprechen zu wollen, erwiedern wir: daß eine Zusammenkunft der Art, während der Proceß gegen sie schwebt und fortgeführt wird, für jetzt gesetzlich nicht verstattet werden kann. Zu seiner Zeit soll Ew. Hochwohlgeb. Bitte, wenn es angeht, gern berücksichtigt werden. Ihr schmerzhaftes Vatergefühl theilen wir mit Ihnen und wünschen es, Ihnen bald Tröstliches melden zu können.

Die Criminalgerichte
zu C....n."

Schweigend, aber höchst mißmuthig, ritt Herr von Breton langsam nach seinem Schlosse zurück und sann auf Mittel, die es ihm möglich machten, seinen Wunsch zu erfüllen und Josephinen zu sprechen. Am folgenden Tage reisete er mit seinem Bedienten nach C...n, um einen nahen Anverwandten seiner verstorbenen Gattin, Herrn von Lebrüne, zu besuchen. Als er in die Stubenthür trat, kam ihm sein Freund mit offenen Armen und schmerzvoller Miene entgegen, indem er sprach: „Lieber Breton, ich weiß es, wie unglücklich Du bist, rede davon kein Wort, die innigste Theilnahme zermalmt mir das Herz. Es war mir, bei der eigenen Erschütterung des Gemüths, nicht möglich, zu Dir zu kom-

men und Dich zu beruhigen. Ein schlechter Tröster wäre ich auch gewesen, der durch seinen Kummer Deine Angst und Qual nur vermehrt hätte. Sey mir willkommen." — Breton erwiederte: „Nur Josephinens Unschuld kann mich trösten und an die muß ich mit Gewißheit glauben, wenn ich nicht untergehen soll. Das Dunkel wird sich aufhellen. Das Verfahren des Gerichts gegen sie, finde ich übereilt, grausam sogar."

Die Frau von Lebrüne stand neben ihm, hielt ihn bei der Hand und sagte mit bewegter Stimme, indem ihr die Thränen über die Wangen liefen: „Vetter, lassen Sie den Glauben an die Unschuld der armen, mitleidswer-

then Josephine nicht fahren, er allein ist es, der mich noch aufrecht hält. Zwar weiß ich's nicht, wohin der höchste Grad der Unzufriedenheit und des Verdrusses im ehelichen Leben führen kann; aber das unglückliche Weib hat noch andere Mittel, und, wenn es ihre eigene Aufopferung wäre, sich von demselben zu retten, als die Vergiftung des Stifters ihrer endlosen Schmerzen. Welch ein Zeugniß der Tugend, der Güte spricht aus Josephinens Leben, und sie sollte einer verbrecherischen That fähig gewesen seyn? Woher wäre ihr dazu die Kraft, der Muth, die Grausamkeit gekommen. Aber ihre Gefangennehmung, die uns so sehr schmerzt, ist zugleich die größte Entehrung für unsere Familie. Die Augen wage ich

kaum vor Schaam aufzuschlagen; in keine Gesellschaft komme ich mehr. Die neugierigen Frager abzufertigen, die unter dem Scheine der Theilnahme täglich kommen und gehen, ist mir das unerträglichste Geschäft. Bleiben Sie bei uns, dem Bekümmerten ist die Einsamkeit gefährlich, hier können Sie's leicht erfahren, welch einen Gang der Prozeß gegen Josephinen nimmt. Gewiß werden Sie auch als Zeuge aufgefordert."

Die Herzlichkeit und Liebe, mit welcher Breton von seinen Freunden aufgenommen und behandelt wurde, schien ihm die Last seines Grams, den er allein trug, merklich zu erleichtern. Er konnte über sein Unglück sprechen

und im Gange der Rede entwickelte sich so manches Günstige, was ihn beberuhigte.

Als der Abend dämmerte, verließ er unter dem Vorwande das Haus seines Freundes, daß er einen der Richter besuchen wollte, um genaue Erkundigungen von ihm einzuziehen, wie man eigentlich zu dem raschen Verfahren kam, Josephinen einzukerkern. Er verbat sich alle Begleitung und nahm bloß seinen Bedienten mit. Als er mit diesem auf der Straße eine Strecke fortgegangen war, sagte er leise zu ihm: „Du führst mich nach der Wohnung des Aufsehers der Gefängnisse hin, wartest vor der Thür, bis ich wieder von ihm komme, und bewahrst diesen Be-

such als das größte Geheimniß.“ — „Das will ich alles,“ erwiederte Albert.

Als sie mehrere lange Straßen fortgegangen waren, stand der Bediente vor einer Thür stille und sagte zu seinem Herrn: „Hier wohnt der Mann. Ziehen Sie nur an dem Griff, eine Glocke wird klingeln und man wird kommen, Sie einzulassen. Mich finden Sie in dieser Straße, in der ich auf- und niedergehe.“

Auf sein Klingeln wurde Breton die Thür von einem jungen, hübschen Mädchen geöffnet, welche, als sie den Mann mit der reichen Kleidung erblickte, mit freundlicher Höflichkeit fragte: „Was steht zu Ihrem Befehl?“ — Er

erwiederte: „Den Herrn Borxuet wünsche ich zu sprechen, er hat mich herbestellt.“ — „Das ist mein Vater,“ antwortete sie. „Folgen Sie mir nach.“

Als er mit ihr durch einen schmalen gewölbten Gang gegangen war, öffnete sie eine Stubenthür und sie rief hinein: „Vater, hier ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.“ — Borxuet war, zur Freude des Herrn von Breton, allein im Zimmer und vom Tische aufgestanden, wo das Abendbrodt aufgetragen stand. „Kann uns Niemand behorchen,“ fragte Breton, „ich habe Ihnen Wichtiges, Geheimes zu sagen.“ — „Niemand,“ erwiederte Borxuet, „aber ich muß doch bitten, wenn Sie mir Geheimes zu sagen haben, daß Sie

leise reden, da ich nicht wissen kann, ob nicht ein Horcher vor der Thür steht."

Breton wurde zum Sitzen genöthigt, und fing also zu reden an: „Ich bin der unglückliche Vater der Frau von Ameil, die hier im Gefängnisse schmachtet, worüber Sie die Aufsicht führen." Borxuet machte eine höfliche Verbeugung und fragte: „Was steht zu Ihren Diensten, gnädiger Herr?" — Breton fuhr also fort: „Sie haben mir durch meinen Bedienten sagen lassen, daß Sie mir nach einigen Tagen Bescheid von meiner Tochter sagen wollten. Sehen Sie also den Zweck meines Besuchs, zu dem Sie mir selbst die Erlaubniß gaben. Es liegt in Ihrer Güte

menschliches Gefühl, das den Schmerz eines Vaters würdigt, der an seiner einzigen Tochter ein Unglück erlebt, das nicht groß genug beschrieben werden kann." — „Was ich von ihr weiß," erwiederte Borxuet, „kann ich Ihnen mit wenigen Worten sagen. Sie ist völlig gesund. Keine Spur der Unruhe, die ein beflecktes Gewissen nicht verheimlichen kann, entdecke ich an ihr. Sie scheint mit gleicher Freudigkeit ins Leben, wie in den Tod zu gehen. Sie ließ noch keine Klage über Ungerechtigkeit und menschliche Härte laut werden. Sie betet oft. Gestern sprach sie diese ersten Worte zu mir: „Nur meinen Vater bedaure ich. Ihn sehen, ihn sprechen, das wünsche ich nicht, wenn ich auch die Erlaubniß dazu erhielte. Könnte

er's erfahren, daß seine Tochter mit standhafter Geduld der Auflösung ihres räthselhaften Schicksals entgegen sieht!" — Auf einzelne gleichgültige Fragen, sagte Borxuet, gab sie mir keine Antwort und kehrte ihr Gesicht von mir weg."

Außer sich 'vor Wehmuth und Schmerz, sagte Breton: „Sie will mich nicht sehen, nicht sprechen? Ist das Rache? Glaubt sie meinen Anblick nicht ertragen zu können? Fürchtet sie Vorwürfe? Ach! wie verkennt sie mein Vaterherz! Bei ihr suche ich Trost, Balsam in meine Wunden soll sie mir gießen! Die Betheurung ihrer Unschuld will ich aus ihrem Munde hören! Kann ich nichts für ihre Freiheit thun, so

kann ich für ihre Rechtfertigung, als ihr Vater, das Wort reden. Herr Borxuet, eine Bitte thue ich an Sie, Sie können und dürfen Sie erfüllen, führen Sie mich zu meiner Tochter."

„Mit Ihrer Erscheinung, Herr von Breton," antwortete Borxuet, „würden wir der Frau von Ameil keinen Dienst erweisen. Ueberdies habe ich auch nicht die Erlaubniß, Sie zu der Gefangenen führen zu dürfen. Würde das Geheimniß meines widerrechtlichen Betragens entdeckt, man würde es mit gesetzlicher Strenge ahnden. Fordern Sie nicht Verbotenes von mir, stellen Sie mich nicht auf die Probe, muthen Sie mir so etwas nicht zu, wenn ich mich nicht beleidigt und

von Ihnen verachtet sehen soll. Ohne Gefühl für Ihren Schmerz bin ich warlich nicht, aber verführen soll er mich nicht, ein Verräther an meinem Amte, an meiner Pflicht zu werden. Glauben Sie nur, daß es mir oft schwer genug gemacht wird, Rechtlichkeit, im strengsten Sinn des Wortes, zu behaupten, ohne die Menschlichkeit zu verleugnen."

Herr von Breton, dem es das dringendste Bedürfniß war, seine Tochter zu sprechen, ließ sich durch die Aeußerungen Borxuets nicht schrecken, den Kampf gegen seine scheinbar unumstößlichen Grundsätze zu wagen und — siegte endlich doch. Mit einem Eide mußte er ihm Verschwiegenheit geloben. Geld hatte Borxuet nicht bestochen, er

ließ sich durch sein Gefühl überwältigen. Man wird das weder unnatürlich, noch romanhaft finden, da es die Wahrheit und Erfahrung bestätigt hat.

In dem Augenblicke, als der Gefängnißaufseher mit allen Zeichen der tiefsten Rührung seines Innern zu ihm sagte: „Gott wird mir das Unrecht verzeihen, ich kann den Bitten eines solchen Vaters nicht widerstehen, und wenn mich das Gewissen einer verletzten Pflicht bezüchtigt, und die sichere Strafe der Obrigkeit mich trifft, weil mein Herz von Fleisch und nicht von Stein ist,“ war Breton, von der Güte des Mannes, von der gewissen Hoffnung, seine Tochter zu sehen, so ergriffen, so hingerissen, daß kein Stand,

kein Verhältniß ihn zurückhielt, Vorrueten dankbar zu umarmen und ihn, wie einen Bruder, zu küssen. „Freund,“ sprach er in der Begeisterung seines Gemüths, „trauen Sie mir's zu, daß ich Ihre Gefälligkeit, in ihrem ganzen Umfange, zu würdigen weiß. Kein Mensch in der Welt hat mir mit solchen Aufopferungen, mit solcher Uneigennützigkeit, einen großen oder kleinen Dienst erwiesen. Wie auch Gott und die Obrigkeit über mein Kind entscheidet, mag es schuldig oder unschuldig seyn, gehe es mit ihm zum Leben oder zum Tode, Ihr dankbarer Freund bleibe ich ewig. Aber, auf welche Weise, in welcher Stunde kann ich meine Tochter sehen und sprechen?“ — „Vor elf Uhr nicht. Erst muß im In-

nern des Hauses Alles schlafen. Der Schlüssel zu ihrem Gefängnisse liegt in meiner Stube."

Die Zeit, bis die Mitternacht kam, wurde mit gegenseitigem Erzählen hingebracht. Jetzt verließ Borxuet mit den Worten die Stube: „Bleiben Sie ruhig hier, gnädiger Herr, ich will's zu erforschen suchen, ob wir nun den Gang nach dem Gefängnisse wagen können. Nach einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen."

„Es schläft Alles," sprach er bei seiner Rückkehr, „folgen Sie mir nach. Recht sehr aber muß ich Sie bitten, daß Sie sich nicht über eine Stunde bei Ihrer Tochter aufhalten, und von ihr

gehen, wenn ich Sie darum bitte. Man muß dem, der uns mit eigener Gefahr gefällig ist, vor möglichem Unglück bewahren." — Breton versprach was Borxuet wünschte und so traten sie Beide den Weg nach dem Gefängnisse an, der durch einen langen Gang, eine Treppe hinauf, führte. Ehe er den Schlüssel in die Thür steckte, um sie aufzuschließen, sagte er: „Sie halten Wort. Hier bleibe ich stehen und werde hineinrufen, wenn die Stunde vorbei ist."

Gemischte Gefühle, Hoffnung und Furcht, Angst und Kummer bewegten sich in dem schmerzvollen Vaterherzen. Als Herr von Breton in das Gefängniß trat, sah er eine Nachtlampe, die

auf einem Tischchen brannte und das Zimmer matt erleuchtete; aber seine Tochter wurde er nicht gewahr. Er nahte sich mit leisem Schritte ihrem Bette, stand vor demselben und fand, wie sie sanft und ruhig schlief. „Läßt auch das Bewußtseyn eines verübten Verbrechens so schlummern?" sprach ein tröstender Engel in seinem Innern. Er berührte ihre Hand, sie erwachte, fuhr erschröcken zurück und mit gedämpfter Stimme und thränenvollen Augen sagte der Vater: „Josephine, fürchte Dich nicht, Dein Vater ist's, der vor Dir steht." Sie richtete sich auf und stieß, voll Verwunderung und schmerzhaften Staunes, die Worte aus: „Bist Du's mein Vater? Ach! die Pein, Dich hier zu sehen, hättest Du mir ersparen

müssen. Eine Unglückliche, wie ich bin, leidet lieber einsam und unbesucht. Was führt Dich hieher?" — „Das kannst Du fragen?" erwiederte er mit bewegter Stimme. „Liebe, Mitleid, Kummer und die Hoffnung, von Dir den Trost zu empfangen, den mir die Religion, den mir kein Mensch, den ich mir selbst nicht geben kann, den ich nur von Dir und der Ueberzeugung erwarte, daß Du rein von dem angeschuldigten Verbrechen bist. Leidet ein Kind durch des Himmels unbegreifliche Schickung mit einem frommen Herzen, das sich keines Unrechts bewußt ist, so öffnen sich uns mehrere Quellen der Beruhigung; trifft es aber eine verdiente Strafe, was soll dann das niedergeschlagene Vaterherz aufrichten, halten,

daß es von einem zermalmenden Grame nicht zerstört wird?"

Josephine schwieg, sie senkte den gedankenschweren Kopf nieder. Folgendes Gespräch entspann sich unter ihnen:

Vater. Du schweigst? Wie soll ich dieses Verstummen deuten? Kannst Du mir keine andere Antwort als eine solche geben, die mich zum unglücklichsten Vater macht, die Dich Deinem Geschlechte als ein schauderhaftes Beispiel des Wahnsinns, der Verirrung, einer augenblicklichen Herzlosigkeit, der unverzeihlichsten Pflichtverletzung darstellt? Rede, mein Inneres brennt vor Unruhe, gieb mir eine Antwort. Schreck-

lich werde ich von der Ungewißheit gepeinigt.

Tochter. Der Verdacht ist wider mich, und mehr als dieser, wie hätte mich sonst der Arm der Obrigkeit ergriffen und hier, von der menschlichen Gesellschaft getrennt, in der ich als eine Verbrecherin nicht länger leben durfte, eingesperrt. Auf Befragen meiner Richter, ob ich die bewußte Vergiftung vollzogen hätte, habe ich nein geantwortet. Als sie den Beweis meiner Unschuld und des Unrechts der Anklage von mir forderten, erwiederte ich, indem ich meinen Blick zum Himmel richtete: der, welcher den Menschen die Macht gab, mich gefangen zu nehmen, wird mich wieder frei machen. Eine der obrigkeit-

lichen Personen, die wahrscheinlich von der Herrschaft der Religion, die sie über Herzen übt, welche ihr huldigen, keinen Begriff hat, fragte: „Ob ich verstandesschwach wäre. Die Achtung gegen sein Amt band mir die Zunge, sonst hätte ich dieselbe Frage an ihn gethan. Man entließ mich nach kurzem Verhör, und sprach von der Mühe, die man sich geben wolle, unwiederlegliche Beweismittel aufzufinden, um ein gerechtes Urtheil über mich zu fällen. So ruhig ich vor das Gericht hintrat, so ruhig verließ ich's, und auf dem Wege zu meinem Gefängnisse beschäftigten mich die Gedanken: ob die Mühe der Menschen, ihren Nächsten verdammlich zu finden, wohl nicht größer sey, als die, seine getrübte Unschuld von

allen Flecken zu reinigen, womit sie durch feindliche Umstände beschmutzt wird.

Vater. Josephine, um das, was Dir selbst das Heiligste ist, bitte ich Dich, sage mir, ob Du schuldig oder unschuldig bist, mein Trost oder mein Schmerz, mein Leben oder mein Tod hängt davon ab.

Josephine. Wie überwältigt Dich das Vatergefühl! Wie macht es die nöthige Ruhe der Vernunft schwanken! Wie ein Mensch, mit der Aufopferung seiner selbst, um den höchsten Preis der Tugend ringen kann, das liegt mir im Geiste klar und deutlich, woher er aber die Kraft zu einem Ver-

brechen nimmt, das, das ist mir noch ein unerklärliches Geheimniß. Daß Ereignisse, Umstände, Wahrscheinlichkeiten, dem Menschenauge scheinbare Gewißheiten, die zum falschen Glauben zwingen, sich so verwickeln, vermischen und verschlingen können, um einen Gerechten zu verdammen, einen Verbrecher der Haft, mit dem Zeugniß der Ehre, zu entlassen, lehrt uns das die Geschichte des göttlichen Propheten nicht, der mit stillem Herzen und mitleidsvollem Blick auf seine Feinde, und mit herrlichem Aufschauen zu der verzeihenden Milde über den Sternen, sprach: Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun? So mancher edle Mensch wurde, als ein Missethäter, unter den Trümmern eines unverdienten Geschicks

begraben, um für ein anderes Leben glorreich aufzustehen. Möchtest Du den Socrates wohl schuldig finden, der den Giftbecher trank? Wer entfaltet die Gewebe menschlicher Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, die losspricht oder verdammt? Ist Jeder von einem strafbaren Vergehen frei, der aus dem Kerker frei geht und Jeder ein Strafwürdiger, dem das Beil den Nacken durchhaut? Mein Schicksal ruht in Gottes Händen, er walte, ich lasse mir jeden Gang gefallen, zum Leben oder zum Tode.

Vater. Tochter, wie soll ich Deine Ergebung, wie soll ich Dein Verzichtleisten auf Leben, Ehre und Freiheit deuten? Ich zittere! Gleichst Du denen, die mit Heldenmuth aus der

Welt gehen, wenn sie die Unmöglichkeit ihrer Rettung vor Augen sehen?

Josephine. Würdest Du mich achten, wenn ich weibischen Sinn verriethe, unwürdig zagte? Was könnte ich damit ausricheen! Kennst Du nicht jenen Heroismus, der sich auf den Fittigen der Religion überirdische Verluste, über die Ehre vor Menschen, über den Augenblick eines flüchtigen Verweilens auf dieser Erde emporschwingt? Wo Du ihn wahrnimmst, da ahne keine Schuld, da ahne kein Verbrechen, das in Reue und Schaam niederzieht, Klagen und Thränen auspreßt. Eine theure, unvergeßliche Mutter habe ich verloren und, lebte sie noch, so wäre ich nicht hier; aber meinst Du, wenn dort Wie-

dersehn möglich ist, daß ich von ihr einen zürnenden Blick fürchte? Aber, so wollte es der weise Lenker unserer Schicksale, daß sie verbleichen, daß ich an ihrer Gruft weinen mußte, um in dieses Gefängniß zu gerathen.

Vater. Mein Herz ist im größten Aufruhr, kränke es durch Vorwürfe nicht bis zur Verzweiflung. Also giebst Du mir die Schuld Deines Unglücks?

Josephine. Vater, was nennst Du Unglück? Wie, wenn ich's Glück nenne? Ist die bittere Arzenei, die zur Gesundheit führt, eine verwerfliche? Führt sie den Kranken, wenn er sie nach der Vorschrift gebraucht, nicht zur Genesung? Dir Vorwürfe machen, das

wollte ich am wenigsten! Aber, ich glaube es nur, ich denke mir's so, vielleicht irre ich, daß meine weiche, das weibliche Gefühl richtiger würdigende Mutter, bei meiner Verheirathung nicht bloß Gehorsam von mir gefordert, sondern auch meine Neigung und Liebe berücksichtiget hätte. Du hattest andere Gesichtspunkte, andere Plane und Zwecke und konntest, vermöge Deines ganzen Wesens, nicht anders handeln. Siehst Du, wie ich Dich entschuldige? So sollte es seyn, anders konntest Du nicht.

Vater. Zwang ich Dich gewaltsam zur Ehe mit Ameil?

Josephine. Ich war, nach meinen Begriffen von Kindespflicht, Dir

nur gehorsam. Welche Macht hätte meinen Willen bestimmen können, wenn ich selbst nicht wollte. Ich habe gewollt, und die Folge daher schreibe ich nicht Dir, sondern mir allein zu. Freude dachte ich Dir zu machen und es schmerzt mich selbst, daß ich Deine Güte mit Kummer lohnte. Ach! wäre ich im Kloster geblieben!!

Vieles, was wir unberührt lassen, sprachen Vater und Tochter noch mit einander, als Borxuet rief: „Es hat Zwölf geschlagen, lassen Sie mich nicht noch ein Mal an Ihr Versprechen erinnern." Den Herrn von Breton überwältigte das Gefühl, als er von seiner Tochter scheiden mußte, er schlang beide Arme um sie und sagte: „Welch ein

Abschied! Getröstet gehe ich von Dir. Alles will ich zu Deiner Rechtfertigung in Bewegung setzen. Ob ich Dich hier wieder sehe? Leb wohl, meine Josephine, Dein Glaube wird Dich trösten." — „Der wird mich trösten," erwiederte sie mit Rührung, „wenn ich Dich nur ruhiger wüßte!" — Borruet rief noch ein Mal und mit einem Rückblicke, den Breton an der Thür nochmals nach seiner Tochter hinwarf, verließ er sie.

Als er mit dem Aufseher in dessen Wohnstube angekommen war, sagte er: „Ich habe meine verlorne Ruhe wieder gefunden, meine Josephine leidet unschuldig. Die Menschen, die sie einsperrten, sind Verblendete, man muß sie zum Lichte der Wahrheit führen."

— „Nur," bat Borxuet, „wenn Sie das vermögen, werden Sie nicht an mir zum Verräther. Bitten Sie mich nie, nie wieder, Ihre Tochter besuchen zu dürfen, es gereuet mich, daß ich mich schwach finden ließ. Ich zürne Ihnen, Sie haben mich verführt, gehen Sie, und machen Sie mich nicht unglücklicher, als ich so schon bin." — Der Herr von Breton drückte Borxuet die Hand, der ihn durch die Hausthür auf die Straße ließ.

Herr von Breton war, in Gedanken vertieft, mehrere Schritte fortgegangen, ohne zu wissen, wohin ihn der Weg führte. Nur an seine Tochter dachte er. Er stand erschrocken still, als eine Stimme zu ihm sagte: „Soll

ich Sie nach der Wohnung des Herrn Lebrüne zurückführen?" Er hatte es so ganz vergessen, daß er seinem Bedienten befahl, auf ihn zu warten, bis er von dem Aufseher der Gefängnisse zurückkäme und sehr lieb war ihm Alberts Meldung. „Ja, ja, führe mich nach meinen Freunden hin," sprach er mit hastiger Rede, „sie werden es kaum erwarten, daß ich so spät komme. Weißt Du, wie hoch es an der Zeit ist?" — „Der Wächter muß bald Eins rufen. Die Zeit des Wartens dauerte mir sehr lange, war mir des Regens wegen beschwerlich und konnte mir sogar gefährlich werden. Zwei Mal mußte ich mich verkriechen, um nicht als ein verdächtiger Mensch, der des Nachts auf Raub ausgeht, ergriffen zu werden. Haben

Sie Ihre Tochter gesprochen? Sind Sie nun in Ihrem Gemüthe ruhiger?" — „Nichts habe ich, nichts, sage ich Dir," erwiederte Breton dem Bedienten, voll traurigen Unmuths, weil er diesmal das für vermessene Neugierde hielt, was die herzlichste Theilnahme war. Er schwieg und der ehrliche Albert sprach kein Wort weiter.

„Noch brennt Licht in dem Zimmer Ihrer Freunde," sagte Albert, als sein Herr mit ihm nur noch einige Häuser von Lebrüne's Wohnung entfernt war „gewiß erwarten sie uns und ängstigen sich, daß Sie so lange wegblieben." Herr und Madame Lebrüne kamen ihm auf der Hälfte der Treppe entgegen und fragten Beide zugleich, welchen Be-

scheid er von dem Richter bringe. „Du warst lange bei ihm,“ sagte Lebrüne, gewiß hat er die ganzen Prozeßacten vorgelesen. Bist Du durch ihren Inhalt ruhiger oder unruhiger geworden?“ — „Keins von Beiden,“ erwiederte er. „Wer kann aus dem juristischen Wirrwarr herausfinden, wo sich das Dafür und Dawider so sonderbar durchkreuzt. Gewiß, es gehört viel Scharfsinn und Gesetzeskunde dazu, um alle Gründe richtig abzuwiegen und ein gerechtes Urtheil abzufassen. Ein Jurist möchte ich nicht seyn.“

Als sie im Zimmer waren, sagte die Madame Lebrüne: „Ich hätte es nimmer geglaubt, daß die Liebe meines Sohnes zu Ihrer Tochter von dieser

Dauer wäre! Er ehrte sie mit aller Aufrichtigkeit eines Herzens, das den Werth der weiblichen Tugend achtet; er wußte es, daß Josephine eine Neigung mit ihm theilte; er war seines Glücks fast gewiß, mit ihr verbunden zu werden. Starb nur die Mutter der Ameil nicht, Josephine wäre seine Gattin geworden. Aber Sie, lieber Vetter, zerschlugen den Plan, ein reicherer Bräutigam sollte es seyn und — die Erfahrung hat es gelehrt — es war ein ärmerer." — „Wozu solche Erinnerungen, liebe Caroline, die ein verwundetes Herz nur tiefer schmerzen," sagte ihr Gatte. Breton schwieg und ließ sie ungestört sprechen. Sie fuhr fort: „Bewahre, ich habe unsern Vetter nicht kränken wollen . . . Nur vorbereiten

will ich ihn auf eine Scene, damit er nicht zu sehr erschüttert wird, wenn er unsern Sohn sieht. Vor acht Tagen, als sich das unglückliche Gerücht von Josephinen verbreitet, melde ich ihm die schreckliche Neuigkeit und er antwortet in einem Briefe: „Tröstet nur den leidenden Vater, die Gefangene bedarf des menschlichen Trostes nicht. Mein Leben setze ich zum Unterpfande, daß ein so religiöses Gemüth, wie das Josephinens, nicht vermögend ist, das ihm angeschuldigte Verbrechen zu begehen. Ihre Liebe war mir immer unvergeßlich, aber in lichte Flammen ist sie wieder aufgeschlagen, seit ich weiß, daß diesem weiblichen Engel Unrecht geschehen soll. Könnte ich sie mit meinem Schwerdte retten!“ So schreibt unser Sohn.“

„Die Unruhe vermehrte sich mit jedem Tage in seinem Herzen, er konnte es in der Ferne nicht mehr aushalten, nahm Urlaub bei dem General und ist die zwanzig Meilen in einem Tage hieher geritten. Todtenblaß, voll Verzweiflung, wie ein Wahnsinniger, kam er hier an und sprach davon, ob er nicht das Gefängniß erstürmen und Josephinen in Freiheit setzen könnte. Er will sich vor das Gericht hinstellen und ihr frommes Jugendleben mit allen Eiden betheuern. Rache hat er den Richtern geschworen, die sie verdammen und den Zeugen, die wider sie auftreten. Fehlen kann die beste Seele, sprach er, aber ein Verbrechen, das die Verleugnung alles menschlichen Gefühls voraussetzt,

das vermag sie nicht. Er schläft, er war erschöpft, er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Besänftigen läßt er sich nicht. Ach! ein Unglück ist oft der Vorbote größerer Unfälle, und mein Mutterherz zittert! Zu welchen Thaten reißt das glühende Blut einen Jüngling fort! Er ist seiner Leidenschaft preis gegeben, die alle Dämme der Vernunft niederwirft und durchbricht. Er will sie sprechen, er will sie trösten und sagte: So hart mußte ein Vater nicht gestraft werden, der bei der ehelichen Verbindung nicht die Neigung seiner Tochter, sondern den eingebildeten Reichthum seines künftigen Schwiegersohns berücksichtigte. Das Schicksal kann unbarmherzig seyn, es ist launisch, verschont Buben und ahndet oft eine Schwäche mit un=

beschreiblicher Strenge. Man kann auch Mitleid mit seinem ärgsten Feinde haben, wenn er auf zu harte Foltern gespannt wird."

Jetzt flog die Thür auf, der Jüngling trat im leichten Nachtgewande ins Zimmer und fragte mit wilder, verstörter Miene und funkelnden Augen: „Ist Josephinens Vater noch nicht angekommen?"

Alle, die im Zimmer waren, befiel, über die Erscheinung eines Jünglings, der alle Zeichen seines innern Ungestüms an sich trug, ein heftiger Schreck. Als er einige Schritte vorwärts getreten war, und ihm Niemand eine Antwort geben konnte, rief er mit hef-

tiger Stimme: „Bin ich denn unter Todten, die nicht reden, wenn sie gefragt werden? Wo ist Herr von Breton?" — Der Vater ermannte sich zuerst, stand auf, faßte seinen Sohn am Arm und sprach: „Erwache, besinne Dich, Du träumst mit offenen Augen. Da ist ja unser Vetter, siehst Du ihn denn nicht?" — Der Jüngling starrte ihn eine Weile verstummt an und sprach dann: „Nun erst kenne ich Sie! Zweifeln Sie an Josephinens Unschuld? Glauben Sie, daß sie ein Verbrechen begehen konnte; so sind Sie ihr Vater nicht; so haben Sie das weiche, menschenfreundliche, duldende Gemüth Ihres Kindes nie gekannt. Der Himmel, wenn er gerecht ist, muß sie rechtfertigen! Er soll und kann eine solche Tugend nicht,

wie das verbrecherische Laster, untergehen lassen! Beruhigen Sie sich! Aber auch diesen vorübergehenden Schmerz hätten Sie nie, nie gefühlt, wenn Sie mir Josephinen zur Gattin gaben. War ich nicht reich genug für sie, so besaß ich doch ihr Vertrauen, ihre Achtung und Liebe. Welche Kämpfe es sie gekostet hat, sich von mir loszureißen, sich dem Willen des Vaters zu opfern, das kann ich an meinen Kämpfen abmessen, als mir der letzte Strahl der Hoffnung erlosch, mit ihr verbunden zu werden; als sie mit bethränter Wange zu mir sagte: „Carl, laß auf ewig von mir los, und erschwere mir die Pflicht nicht, meinem Vater zu gehorchen. Kann ich den mir aufgedrungenen Gatten nicht lieben, so werde ich

ihn achten lernen. Mehr zu leisten, als meine Kraft zuläßt, kann Gott von mir nicht fordern." Was denken Sie von Josephinen? Konnte sie so tief fallen, wie die seltensten Ungeheuer ihres Geschlechts? Lassen Sie mich nicht lange ohne Antwort, meine verzweifelte Ungeduld verlangt sie schleunig."

Die Heftigkeit, mit welcher Lebrüne sprach, der Aufruhr, der in dieser Jünglingsseele stürmte, machte den Herrn von Breton ängstlich. Er mußte sich sammeln, um in gefaßtem Tone zu sprechen und sagte: „Welch ein Vater müßte der seyn, der sich so leicht verblenden ließe, ohne überwiegende Gründe von seinem Kinde Schlechtes zu denken und ihm das Aergste, was die völ-

lig verworfene Menschennatur aufzuweisen hat, zuzutrauen! Ich behaupte allein gegen alle Stimmen der Welt, die Josephinen eine Schuldige nennen, daß sie unschuldig ist. Der Schein kann wider sie seyn; aber wahrlich, bei Gott, die That ist es nicht und wenn sie's wäre, so war es eine augenblickliche Verwirrung der Vernunft, an der das Herz keinen Antheil hat. Der Schmerz, die Reue, das Gewissen, Alles, Alles würde meine Tochter verrathen. Die Kunst der Verstellung hat sie in keiner Schule gelernt, offen und wahr ist ihr ganzes Wesen."

„Aber, aber, was wollen wir zu ihrer Ehre, zu ihrer Rettung thun?" fragte der Jüngling. „Leiden darf sie

nicht länger, als ob sie in einer Welt wäre, in der sich Alles zu ihrem Untergange verschworen hätte. Eben, weil wir von ihrer Unschuld überzeugt sind, müssen wir für sie wirken, streben und der Macht die Arme lähmen, die sie zu strafen droht." — „Junger Freund," erwiederte Breton, „können Sie Kerkermauern niederstürzen, Thüren sprengen, dem Gange der Gesetze eine andere Richtung geben, die Gedanken und Urtheile der Richter lenken? Das eben ist ja die größte Pein, daß wir die Schranken unserer Kraft anerkennen müssen, und keine Wunder der Hülfe, zum Besten der Unschuld, thun können!"

„Der Mensch kann das Möglichste," antwortete der Jüngling, „wenn er nur

will. Das Verzweifeln an der eigenen Kraft läßt der Bosheit, der Verblendung, der Ungerechtigkeit den ungemessenen Spielraum. Kann ich nicht retten, so weiß ich zu sterben!!"

Mit diesen Worten verließ der Jüngling das Zimmer. Herr von Breton hatte keine Lust, den fast wahnsinnigen jungen Mann noch einmal zu sehen und ritt in der Nacht mit seinem Albert nach seinem Gute zurück. Am Tage ertheilte er den Befehl: Wenn der Lieutenant Lebrüne ankäme und ihn zu sprechen verlange, daß man ihn demselben, als abwesend, melden solle.

Zweite Scene.

Josephinens Jugendleben.

Menschen, die sich durch seltenes Talent, durch eigene Kraft zu einer ungewöhnlichen Vorzüglichkeit erhoben haben; an denen wir Tugend oder Laster in auffallender Größe wahrnehmen; oder die auch das waltende Schicksal durch ein außerordentliches Glück oder Unglück ausgezeichnet hat; die auf einem seltenen Wege von einer unsichtbaren Macht geführt werden, sind für den Beobach-

ter alles Menschlichen von großer Wichtigkeit, er wählte sie gern zu Gegenständen seiner Betrachtung und seines Nachdenkens. Merkwürdig und höchst interessant ist in dieser Hinsicht die Geschichte unserer Josephine, die wir, in der ersten Scene, im Gefängnisse zu C....n verließen, wo uns ihre Aeußerungen, ihr Betragen, einen nicht gewöhnlichen Frauencharakter verrieth. Da sie nun in dieser Erzählung die Hauptrolle spielt, so ist es nicht überflüssig, von ihrer frühern Bildung, durch welche sie das wurde, was sie war, und das Hauptsächlichste von ihrem Jungfrauenleben in angemessener Kürze mitzutheilen. Da wir kein Bruchstück, sondern ein Ganzes darstellen wollen, so können wir dieses Kapitel um

so weniger überspringen, weil eben in ihm der Schlüssel zu den Räthseln liegt, die uns beim weitern Vorschreiten aufstoßen werden.

Constantine Breton, die Mutter Josephinens, wurde, als sie noch nicht das siebenzehnte Jahr zurückgelegt hatte, mit ihrem Gatten verheirathet. Damals fühlte sie wenig Lust, schon so früh in den Ehestand zu treten. Sehr glücklich war sie im väterlichen Hause und in ihren Umgebungen. Eine höchst gütige, fromme, kluge und weise Tante war ihre Erzieherin, da sie die Mutter verlor, als sie das Licht der Welt erblickte. Herr von Breton, ein Mann von mehrern dreißig Jahren, hatte Gelegenheit, die reizende, liebenswürdige

Constantine öfter zu sehen. Von allen Jungfrauen seiner Bekanntschaft gefiel sie ihm am meisten. Sie war sanft, bescheiden, heiter und frohgelaunt. Nach seinem Plan sollte sie noch einige Jahre im ledigen Stande leben und dann wollte er um ihre Hand bei ihrem Vater werben. Da er ihn kannte, da er sich seiner Achtung versichert hielt, und ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß, fiel ihm die Besorgniß nie ein, daß er eine verweigernde Antwort auf seinen Antrag erhalten würde.

Breton mußte seinen Plan plötzlich abändern, als es ihm zu Ohren kam, daß ein junger Herr ernstlich Miene machte, mit der schönen und reichen Constantine ein Liebesbündniß anzu=

knüpfen. Jünger, wohlgestalteter war sein Nebenbuhler, das mußte er ihm selbst zugestehen, aber eben darum ihm auch gefährlicher, weil ein unerfahrnes Mädchen zuletzt darnach fragt, weil sie ihrer geheimen Neigung folgt, ob der Jüngling, der üm sie wirbt, auch die zureichenden Mittel hat, sie standesmäßig ernähren und unterhalten zu können. Der Jüngling, der ihm einen Strich durch seine Rechnung zu machen drohte, hatte in der großen Welt, wo er eine glänzende Rolle spielte, die größere Hälfte seines Vermögens durchgebracht, mit der kleinern konnte er vielleicht kaum seine Schulden bezahlen und, er dachte wohl durch eine reiche Heirath seine Finanzen wieder blühend zu machen. Seine Person selbst schlug er

als ein unbezahlbares Kapital an, und an der Geschmeidigkeit, dem schönen Geschlechte zu gefallen, um die Liebenswürdigste, die zugleich auch mit der größten Mitgift ausgestattet wurde, zu erobern, mangelte es ihm nicht. Beides vereint glaubte er in Constantinen gefunden zu haben und, was bei ihm sonst außer der Mode war, er suchte mit anhaltender Beharrlichkeit ihrer Zuneigung gewiß zu werden.

In Gesellschaften raunte man sich schon die Neuigkeit des entdeckten Liebesverständnisses ins Ohr; aber Constantine selbst wußte nichts davon und — die Väter erfahren es gewöhnlich dann erst, wenn sie weiter nichts mehr können, als Ja sagen müssen. Breton

tröstete sich anfangs zwar mit der Vorstellung, daß dieser Vater, der gar sehr darauf hielt, daß ein Jüngling, welcher heirathen will, seine Gattin auch unterhalten kann und nicht umgekehrt, daß er von ihrem Vermögen unterhalten seyn und damit die Schulden seiner Rasejahre bezahlen will. Er glaubte es sogar gewiß, daß er mit seinem großen Vermögen den Sieg über Jeden davon tragen werde, der, nach Metallgewicht, weniger wog als er, indeß ruhig und unthätig konnte er die Sache ihren Gang doch nicht gehen lassen, da ihm folgendes warnende Beispiel vor Augen stand. Ein fürtrefflicher, Jüngling reich an Tugend, aber arm an Gelde, warb einst um seine Schwester. Ihre Eltern, die ganze Familie war wider die Ver-

bindung. Seine Schwester, so viel sie von allen Seiten leiden mußte, blieb ihrem Geliebten treu. Endlich traten bewegende Umstände ein, die Heirath mit dem verhaßten Jünglinge mußte zugegeben werden und die Folge davon war, daß die Schwester die glücklichste Gattin und ihr Gatte der beste, geliebteste Schwiegersohn wurde. Das Vaterherz, dachte Breton, hat weiche Stellen und es zwingt den Verstand, so sehr er sich sperrt und sträubt, endlich zum Jasagen.

Constantinens Vater nahm den Herrn von Breton höflich und freundlich auf, als er ihn besuchte. Er sprach mit ihm von dem jungen Verschwender, von der bewußten Liebschaft und setzte

hinzu, als der alte Herr zornig werden wollte: „Ich bin in der Absicht gekommen, um Sie von großem Verdruß und Ihre Tochter von einer unglücklichen Zukunft zu befreien. Hier ist meine Hand, ich will Ihr Schwiegersohn werden. Constantine hat mich gefesselt, sie ist ein schönes, herrliches Geschöpf." — „Herr von Breton," sagte der Vater, „ich kenne, ich achte Sie. Wenn es mit Ihrer Erklärung ernstlich gemeint ist, hier ist meine Hand, ich verweigere Ihnen meine Tochter nicht. Aber sie ist noch zu jung, zu unerfahren, die Nachricht, daß sie eine Frau werden soll, wird sie überraschen . . ." Constantine wurde mit der Tante gerufen. Die wichtige Familienangelegenheit kam zur Sprache, und erst hinterher, als

ihr das Jawort abgelockt war, gereute sie's gar sehr, daß sie's gegeben hatte. Aber die Tante überzeugte sie von der Heiligkeit eines solchen gegebenen Versprechens, schilderte den Bräutigam von den empfehlenswerthesten Seiten und so blieb das junge, im Innern widerstrebende Herz, seinem Worte treu. Die Verlobung wurde bekannt, worüber sich Niemand mehr ärgerte, als jener Jüngling, daß sein Plan so zu Wasser geworden war. Er zürnte seiner Dummheit, daß er lavirte, statt mit ausgespannten Segeln zuzufahren. Oeffentlich sagte er im ersten Verdruß: „Das ist wieder eine Heirath ums Geld, die an Freuden arm fortgeführt und wie eine unglückliche Speculation enden wird.“

Wirklich konnte Constantine mit ihrer religiösen, weichen, gütigen Gemüthsstimmung im Ehestande mit einem Manne nicht glücklich seyn, der in seiner Denk- und Handlungsweise nur in wenigen Punkten mit ihr übereinstimmte und mit ihren Gefühlen und Grundsätzen im Widerspruche stand. Gewöhnt an die sanfte, liebreiche Leitung ihrer Tante, war ihr das gebieterische, herrische Wesen ihres Gatten sehr abschreckend. Selbst seine Bitten hatten den Ton der Befehle eines Herrn, der unterwürfige Folgsamkeit fordert. Widerspruch konnte seine hochmüthige Rechthaberei nicht vertragen. Die kleinste Regung, in Wort oder That, die von seinem Meinen, Wollen und Urtheilen abwich, jagte ihn in Harnisch, er

war zornig und auffahrend. Gesellschaftliche Vergnügungen vermied er, der Kosten wegen, und war nur darauf bedacht, sein ansehnliches Vermögen zu einer höhern Summe zu steigern. Ueberdies plagte ihn die Eifersucht. Er hatte seine Gattin so eingeschüchtert, daß sie es nicht mehr wagte, ein freundliches Wort mit einem Manne zu reden. An Beweisen, daß er sie mit der größten Zärtlichkeit liebte, fehlte es ihr nicht. Oft hatte er Stunden, wo er ein gütiges, liebendes Gemüth offenbarte, seiner Fehler eingeständig war und sie abzulegen versprach. Er bat sie um Nachsicht und Liebe. Wenn sie dann sich beklagte, weinte, da fuhr der böse Geist des Mißmuths auf einmal wieder in ihn, er verließ sie und zeigte wohl mehrere

Tage einen kalten Ernst. Sie fühlte es wohl, daß ihr der Stern eines frohen, freien Lebens viel zu früh untergegangen war und machte ihrem gepreßten Herzen gegen den Vater und die Tante Luft. Der Vater verwies sie zur Geduld und zum Schweigen, die Tante tröstete sie und munterte sie zu allen Tugenden auf, die das edle, fromme Weib in ihrer gedrückten, bekümmerten Lage beweisen muß. Nur Clara, eine Nonne im Kloster St. Agnes, die Schwester der verstorbenen Mutter Constantinens, sagte: „Du mußt Dir nicht Alles bieten lassen und Deinem Gatten kräftigen Ernst entgegensetzen. Er wird sonst das böse Spiel immer weiter treiben, und Dich bis zur ersten Sclavin seiner Herrschaft erniedrigen. Die

Liebe, die er zu Dir hegt, giebt Dir dazu die Macht. Fruchtet aber nichts zu seiner Verbesserung, so trenne Dich von ihm durch die Scheidung. Willst Du ihm die Ruhe Deines ganzen Lebens aufopfern? Das wäre schrecklich und ohne allen Nutzen. Der Mensch ist mir so verhaßt, daß ich ihn nicht sehen mag."

Jetzt erfuhr es die unglückliche Gattin, welch ein herrliches Geschenk die Religion ist, um das schmerzvolle Herz über die unverdienten und unbegreiflichen Leiden des Lebens zu erheben; um sich selbst zu beherrschen und sich von den heftigsten Anwandlungen des Verdrusses, der Verzweiflung, des Mißmuths nicht überwinden zu lassen;

um sogar erlittenes Unrecht mit Sanftmuth und Güte zu erwiedern. Sie überzeugte sich durch eigene Erfahrung, daß insbesondere das weibliche Geschlecht der Religion, dieses himmlischen Engels, bedarf, um seine Tugend und Würde zu behaupten, um im schweren Kampfe der Selbstbeherrschung zu bestehen, um Feindseliges und Widriges gelassen zu ertragen, um, wenn das Herz auch weinen möchte, freundlich zu lächeln. Sie gelobte es Gott und sich selbst, wenn sie Mutter würde, den religiösen Sinn in den Herzen ihrer Kinder, vor allem, zu wecken, zu entwickeln und zu pflegen. Er, dachte sie, ist die herrlichste, unverlierbarste Mitgift, ein Quell von überirdischen Freuden, ein Balsam in Leiden, der Boden,

auf dem Unschuld und Liebe, Friede und Seelenruhe unerschütterlich ruht. Nicht genug konnte sie es der frommen Tante verdanken, daß sie ihr dieses innere, religiöse Leben aneignete, es hatte für sie einen weit größern Werth, als alle die Güter und Schätze, mit denen sie der Vater bei ihrer Verheirathung ausgestattet hatte.

Nach Verlauf eines Jahres gebar sie Josephinen, ein schönes, liebliches Kind. Für diese Tochter dankte sie dem Himmel, als für die theuerste Gabe, die ihr gewährt werden konnte. Ihrem Gemüthe, ihrem Seyn war ein Wesen gegeben, an das sie sich mit der innigsten Zärtlichkeit knüpfte, je weiter ihr Gatte sie von sich entfernt hatte. Eine

neue Welt von süßen, nie empfundenen Freuden war ihr in dem Kinde aufgegangen und gestärkter fühlte sich ihre Kraft, gelassener, stiller, ergebener, die männlichen Rauhheiten und Härten zu ertragen, die sie ihr Gatte zwar immer seltener und schnell vorübergehender, aber doch immer noch bitter nnd ungerecht genug empfinden ließ. Sie kam fast nicht aus dem Zimmer, in dem das Kind war, was sie einer gutmüthigen Wärterin, die sie in ihrem Vaterhause kannte und liebte, der alten Marie, anvertraute. Stundenlang lag das Kind vor der Mutter auf ihrem Schooße, wo es einschlief und wieder erwachte, wo sie sein Lächeln entzückte, wo jede seiner Mienen Sprache war, die ihr Inneres rührte, sie froh

und zum zärtlichsten Mitleid stimmte. Breton war nachsichtig uud gütig genug, daß er seine Gattin im Genuß dieser Mutterwonnen nicht störte, daß er sie mit ihrem Kinde seyn ließ, was sie wollte. Ihm selbst machte das kleine Geschöpf große Freude und mit Wohlgefallen trug er's bisweilen auf seinen Armen. Constantine hatte seit Monden die Bemerkung gemacht, daß er seit Josephinens Geburt seltener aufbrausete, sein Ungestüm mehr bezähmte, den Ton seiner Worte milderte, vertraulicher wurde.

Sie gebar mehrere Kinder, aber das war sie sich eingeständig, die erstgeborne Josephine war ihr von allen das theuerste. Sie starben in zarter

Jugend wieder und sie sagte sich's: „Gewiß ist es Fügung des Himmels, daß dein Herz mit ungetheilter Liebe nur dieser Tochter gehören soll."

Mit der größten Sorgfalt führte die Mutter die Erziehung ihres einzigen Kindes fort. Der Körper desselben blühte zu größern Reizen auf und seine Seele wurde in gleichem Grade mit Erkenntnissen genährt, so wie sein Herz mit frommen, tugendhaften Gefühlen bereichert wurde. Wenn Josephine bei der Mutter war, da überwältigte Breton oft den bösen Geist seiner zornigen Laune und, um ihn dem Kinde nicht zu verrathen, verließ er schweigend das Zimmer. Alles zog sie zur Mutter hin und diese mußte sie belehren, mit ihrer

Liebe und ihren kindlichen Zärtlichkeiten dem Vater nicht vorüberzugehen und ihn nicht unerfreut zu lassen. Ein recht herrliches, allgemein geliebtes Kind war Josephine und man nahm es deutlich wahr, wie das mütterliche Beispiel auf sie wirkte, wie in ihr Gedanke und Gefühl gleichsam die Farbe trug, die es von der Mutter empfing. Besonders war sie der Liebling des Großvaters, der sie auch als die Mittelsperson liebte, die ein besseres Verhältniß zwischen Breton und Constantinen geschaffen hatte. Oft, aber am reichsten, wurde sie von ihm an ihren Geburtstagen beschenkt. Die Pflegemutter Constantinens, welche sich im Jahre oft länger als einen Monat in Bretons Schlosse aufhielt, vergötterte die liebenswürdige

Josephine fast und weissagten ihrer Mutter alle Freude, die sie an einem solchen Kinde erleben würde. Da das junge Mädchen nur im Kreise gutgesinnter Menschen lebte; da man alles von ihm entfernt hielt, was seinem Denken und Empfinden eine falsche Richtung geben, oder es verwirren konnte: so war's ganz natürlich, daß sein innerer Gehalt gedeihen, daß es durch ein anziehendes Aeußere liebenswürdiger werden mußte.

Von dem immer seltener getrübten Verhältniß zwischen ihren Eltern, erfuhr Josephine nichts; die Mutter redete mit ihr nie davon. Ihre Wünsche waren mäßig und konnten gestillt werden; an Freuden, die ihrem Alter an-

gemessen waren, an Freundinnen, die sie mit ihr genossen, fehlte es ihr nicht, und so war sie ein glückliches Geschöpf und fühlte die Vorzüge ihrer Lage. Aber nie kam es bei ihr zu einer leichten, lustigen Heiterkeit, da sie ein geheimer, religiöser Ernst nicht dazu kommen ließ. Sie war mehr still, oft nachdenkend, in sich gekehrt und voll tiefer Empfindung. Sie trug in sich ein alle Menschen liebendes Herz und hätte es gewiß nie über sich gewinnen können, den gemeinsten Diener im Schlosse mit einer Miene oder einem Worte zu betrüben.

Wenn die durch bittere Erfahrungen geprüfte und veredelte Mutter, sie zur unbedingten Folgsamkeit gewöhnte

und sie lehrte, manche sie befremdende Unebenheiten des Vaters, still und ohne laute Klage, zu ertragen; so stumpfte sie in ihr doch den freien Willen nicht ab, der bei der Wahl unseres Lebensglücks eine entscheidende Selbstmacht behauptet. Constantine beobachtete insbesondere die Neigungen ihrer Tochter und ließ ihnen einen ungezwungenen Gang, wenn sie mit der Moralität und Pflicht im Einklange standen. Es bildete sich in ihr eine gewisse Selbstständigkeit, die sich nicht hier- und dorthin durch jede Stimme locken läßt. Sie wollte das Gute, was sie als solches erkannte, mit festem Sinne. Nur dem Vater bewies sie unbedingten Gehorsam, wenn sie die Gültigkeit und Weisheit seines Raths, seines Befehls auch nicht

begreifen konnte und in ihrer Seele sich Widerspruch dagegen erhob.

Aber ihre frohe, hoffnungsreiche Jugend wurde durch den plötzlichen Tod der Mutter, welche über der Geburt des sechsten Kindes starb, das mit ihr in einen Sarg gelegt wurde, schmerzhaft unterbrochen. Ihr Leid über den Tod dieser Mutter läßt sich mit keiner Feder beschreiben. Sie konnte nicht weinen, seufzte, ohne ein vernehmliches Wort zu reden, und ihre Qual über einen solchen Verlust, steigerte sich in ihr bis zum Wahnsinn. Fast wäre sie in einer Krankheit, die sie befiel, umgekommen. Ein schwerer Trübsinn lag auf ihrem Herzen, den kein Trost erleichtern konnte. Unbegreiflich, fast verhaßt, war ihr

die Ruhe des Vaters, mit der er über seine verstorbene Gattin aufrichtig klagte. Er erkannte es nun wohl, daß die frömmste, liebevollste Frau, wie er keine andere kannte, von ihm genommen war. Gütiger, zärtlicher neigte er sich zu Josephinen hin, als ob er an sie den Dank abstatten wollte, dessen er sich gegen die Verstorbene schuldig erkannte. So wohl dieses väterliche Wohlwollen ihr that, es war doch das weibliche, mütterliche, ihr ganzes Gemüth in Anspruch nehmende und es befriedigende, nicht. Ohne Thränen konnte Josephine von der Mutter weder reden, noch reden hören. Stundenlang stand sie vor ihrem Bilde, kniete sie an ihrem Grabe, betete und flehte, daß ein baldiger Tod sie mit der Unvergleichlichen wieder ver=

einigen möge. Sie suchte die Einsamkeit, und wenn sie unter Menschen war, sprach sie wenig. Ihr Wangenroth war verblüht und ihre Jugendfülle zur Magerkeit geworden.

Der Vater fürchtete für ihr Leben. Er kannte kein anderes Mittel ihrer möglichen Erhaltung, als daß er sie aus dem Schlosse und der Gegend entfernte, wo sie so viele Gegenstände lebhaft und verwundend an die verlorne Mutter erinnerten. Sein Schwiegervater war ein Jahr vor dem Tode Constantinens gestorben und die Tante, ihre Pflegemutter, zur Nonne Clara ins Kloster St. Agnes gezogen. Er schrieb an Claren und lud sie zu einem Besuch ein, indem er in dem Briefe auch die Worte schrieb;

„Ich bedarf Ihres Rathes, Ihrer Liebe und Theilnahme, wenn meine Josephine, die der Gram über die verstorbene Mutter aufzehre, nicht ein Opfer des Todes und ich zugleich auch ein unglücklicher Vater werden soll. Kommen Sie und nehmen Sie sich der Waise an, wie Sie die Mutter derselben immer mit der zärtlichsten Treue liebten ꝛc."

Clara, welche Josephinen am herzlichsten liebte, trat allein, da die Tante kränkelte, die Reise nach Vevée, dem Gute des Herrn von Breton, an dem Tage an, wo sie das Einladungsschreiben von ihm erhielt. Als Josephine Claren aus dem Wagen steigen sah und sie erkannte, eilte sie ihr mit lautem Weinen entgegen. Alle Wunden ihres

Herzens, welche der Tod der Mutter demselben geschlagen hatte, öffneten sich wieder und bluteten. „Ach!" so rief sie der Nonne entgegen: „Tante, versuche es nur nicht, mich zu trösten, klage lieber mit mir, wenn Du ein Gemüth hast, was die Größe meines unbeschreiblichen Schmerzes würdigen kann. Heute ist ihr Sterbetag und an diesem ist mir immer, als ob sie mir von neuem entrissen würde. Muß ich nicht so lange am Grabe der Unvergeßlichen weinen, als ich noch von ihr geschieden lebe?"

Mit Thränen in den Augen umarmte sie die Nonne und sagte: „Wenn keine Tochter ein gegründeteres Recht hat, über den Tod einer Mutter zu

weinen, die ein Engel auf Erden war; so geziemt auch keinem Kinde die Pflicht mehr, als Dir, den heftigsten Schmerz durch erhabene Tröstungen zu beschwichtigen. Wolltest Du lieber eine Mutter verloren haben, die Du nicht beweinen könntest? Leistet Dir eine höhere Hoffnung nicht die Bürgschaft, sie einst selig wieder zu sehen? Kannst Du Dich nicht darauf freuen? Dein verzweifelter Kummer ist der rechte Dank für die Wohlthaten nicht, die Dir der Allgütige durch die Entschlafene erwies! Meinst Du, daß der Seligen, die jede Thräne von Deinen Augen trocknete, mit einer solchen Trauer gedient ist? Wäre das die Frucht der himmlischen Pflanze der Religion, die Constantine Deiner Seele eingepflanzt hat, daß Du

kein Vertrauen, keinen Glauben zu dem Schicksalsregierer beweisest, der Alles weise ordnet und gütig hinausführt? Nein, nein, mein Kind, so soll und darf sich Dein Schmerz nicht äußern, wenn Du Deine Liebe zur Verstorbenen, Deine Religion und Tugend bewähren willst! Wie entstellt, wie blaß, wie ohnmächtig kömmst Du mir vor! Ist der verdammlicher, als Du, der durch einen Gewaltstreich gegen sein Leben die Bürde von sich wirft, die ihm Gott aufgelegt hat?"

Clara faßte Josephinen bei der Hand, führte sie ins Zimmer und fragte: „Wo ist Dein Vater?" — „Ich erwarte ihn mit jeder Stunde," erwiederte das Mädchen, „er ist in der Ab-

sicht zu seinem Freunde Lebrüne nach C....n gereiset, um ihn zu bewegen, nach Vevée zu kommen und eine Weile mit seiner Familie hier zu bleiben. Er meint, daß ich mich in der Gesellschaft der guten Menschen zerstreuen werde." — „Der liebe Vater," sagte die Nonne. „Antonie Lebrüne ist ja Deine Freundin und sie wird es an theilnehmender Güte nicht fehlen lassen, um Dich aufzurichten. Laß Dich trösten und beharre nicht hartnäckig in einer Traurigkeit, die jene ungläubige Kraftlosigkeit verräth, welche ich an Dir tadle."

Clara war mit Josephinen am Grabe der Mutter gewesen, hatte mit ihr geweint, und auf dem halben Wege von demselben nach dem Schlosse kam ih-

nen Breton entgegen, der der Nonne herzlichen Dank sagte, daß sie so geeilt hatte, seine Bitte zu erfüllen. „Geht meine Josephine mit ihrem Schmerze über den Tod ihrer Mutter, die, was ich nur weiß und empfinden kann, die Edelste und Beste ihres Geschlechts war, nicht zu weit? Kann man sich, wenn ein unersetzlicher Verlust uns niederbeugt, durch einen übertriebenen Gram nicht an Gott und heiligen Pflichten versündigen, die man der Welt schuldig ist? Das habe ich ihr in Liebe und Ernst gesagt; aber für meine Vorstellungen hat sie weder ein Ohr, noch ein Herz. O! meine liebe Clara, welch ein frommes Werk würden Sie vollenden, wenn Sie die Schwermüthige von einer Krankheit heilten, mit der es nicht besser zu wer-

den scheint. Die Kraft des Gramvollen nimmt ab und er überliefert sich dem Tode. Helfen Sie mir dies Kind retten . . ."

Einige Worte hatte Clara gesprochen, als die Familie Lebrüne aus dem Schlosse kam und den Kommenden entgegen eilte. Alle bewiesen Josephinen zärtliche Theilnahme. Am gerührtesten war Carl Lebrüne, ein achtzehnjähriger schöner Jüngling, dessen wir schon in der ersten Scene erwähnten, und unverhalten rollten ihm die Thränen über die Wangen, als er das bleiche, abgehärmte Mädchen erblickte, die auf dem Wege war, durch eine zu große Liebe zu der Mutter, der sie nachweinte, gefoltert, sich selbst dem Tode zu über-

liefern. Niemand, er allein nur konnte sich die heftigste Erschütterung seines Gemüths erklären, da er den Verlust eines Schatzes fürchtete, auf dessen Besitz er seine schönsten Hoffnungen für das ganze Leben gebaut hatte.

Das erste Mal war es heute nicht, wo er die sanfte, weiche, gefühlvolle Josephine sah, er kannte sie von zarter Kindheit an und vor seinen Augen öffnete sich nach und nach die Knospe ihrer jungfräulichen Reize. Oft waren seine Eltern mit den ihren zusammen, und es herrschte zwischen den Kindern derselben ein geschwisterlicher Bund. Lange konnte Carl den Schmerz nicht überwinden, sich von ihr trennen zu müssen, als er in ein Garderegiment

eintrat, um sich dem Soldatenstande zu widmen. Er unterhielt einen Briefwechsel mit ihr, wogegen ihre Mutter nichts hatte, den ihr aber der Vater ernstlich untersagte, weil, wie er's seiner Gattin deutlich genug zu verstehen gab, der Jüngling nicht reich und vornehm genug war, um sein Schwiegersohn einst werden zu können. „Es ist noch zu früh," äußerte er ferner, „wir dürfen es nicht zugeben, daß dem Kinde durch faselnde Artigkeiten der Kopf und das Herz schon verwirrt gemacht werde." Zu verhüten war es indeß nicht, daß Carl bei den Besuchen, wenn er bei seinen Eltern auf Urlaub war, Josephinen bisweilen ein Wörtchen sagte, das sie verstand, worüber sie erröthete, das sie nicht ungern hörte. Sie war

sich's gern eingeständig, daß sie eine liebende Neigung für den jungen Lebrüne empfand. Ihm war sie eine Göttin, die er anbetete. Zu einem gegenseitigen Geständniß oder Versprechen war es indeß noch nicht gekommen.

Der Vater hatte nichts dagegen, als Josephine, Carl und seine Schwester Antonie, die liebste ihrer Freundinnen, das Gesellschaftszimmer verließen, um sich in einer verschlossenen Stube allein zu unterhalten. Der Vater glaubte seiner betrübten Tochter die möglichste Nachsicht beweisen zu müssen und er wollte sie durch kein Verbot zwanghaft berühren. Man ließ die jungen Leute für sich seyn und meinte, daß es für die leidende Josephine gewiß heilsam

wäre, wenn sie unverstellt den theilnehmenden Seelen ihren Schmerz klagen könne. Als sie allein wären, hob unter ihnen folgendes Gespräch an:

Josephine. Wie lieb und willkommen seyd ihr doch meinem Herzen, das, seit es dem Unerforschlichen gefiel, mir die Beste aller Mütter zu nehmen, zu keiner Ruhe und Freude gekommen ist! Die Welt, selbst meine liebsten Menschen auf Erden, habe ich in meinem Gram vergessen, nur der Gedanke an die Entschlafene und eine Sehnsucht, die meine ganze Seele füllt, hat sich meiner bemächtigt. Bin ich nicht unglücklich, daß ich der Liebe, des Rathes einer solchen Mutter beraubt wurde, die meine Führerin noch lange seyn konnte,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

deren Liebe ich mit Liebe lohnen, der ich Freude für Dank und Lohn geben wollte? Gewiß; ihr würdet mich weniger lieben, wenn meine Trauer ruhiger und gemäßigt wäre.

Antonie. Aber, meine liebe Josephine, weißt Du nicht, daß auch die Trauer ihre Grenze haben muß? Vom Glücke kannst Du noch sagen, daß Du Deine unvergleichliche Mutter nicht in zartester Kindheit verlorst. Du hast sie kennen gelernt, ihren Geist und ihr Herz hat sie auf Dich fortgepflanzt; sie gab Deinem Charakter diese tugendhafte Richtung; sie lehrte Dich in der Reinheit und Unschuld des Gemüths die höchste Wonne finden; sie bewahrte Dich vor dem Leichtsinn, der Eitelkeit

und Thorheit, womit sich in unserer Zeit so viele unseres Geschlechts beflecken. Ist das keine Wohlthat, die Dich zum Danke gegen den verpflichtet, der voll Weisheit uns Allen die Stunde unserer Erscheinung in der Welt und unseres Abschiedes von derselben angeordnet hat?

Josephine. Du hast ganz recht, meine Antonie, das begreife ich jetzt wohl; aber ist denn das kummervolle Herz solcher Tröstungen fähig? Ist es für irgend eine Art von Beruhigung empfänglich? Es ist von Schmerz überwältigt, gefällt sich nur in ihm, und ist geschäftig, Alles herbeizuziehen, was ihn erhöhen kann. Ja, durch alles, was es zerstreuen, was es von seinem

Kummer ablenken will, fühlt sich's feindlich angegriffen und es kämpft dawider. Die Farben des Lichtes beleidigen das Auge sogar, das nur Schatten, Dämmerung und Nacht sucht. Glaub' es mir, Du kannst Dir mein Leid in seinem ganzen Umfange nicht denken, da Du nicht im Stande bist, die Größe meines Verlustes zu übersehen.

Carl. Gewiß, Josephine, trauen Sie das mir und meiner Schwester zu, wenn es auch unmöglich ist, daß wir das in dem Grade empfinden, was Sie leiden und gelitten haben, so haben Sie doch in der Welt keine Freunde, die aufrichtiger und theilnehmender mit Ihnen klagen. Nicht Ihre Trauer ist's allein,

die mich rührt und erschüttert, ich habe den Tod der Seligen auch beweint, in der ich eine mütterliche Freundin verlor, die mich mit so vieler Güte liebte, welcher meine Gegenwart und Zukunft so wichtig war. Aber wohin soll der Schmerz Sie führen, wenn Sie ihm freie Gewalt über sich gestatten, wenn Sie ihn nicht zu mildern, zu beherrschen suchen! Giebt er das Unersetzliche wieder, was Sie einbüßten? Könnten Sie sich von allen Pflichten frei sprechen und hatten Sie schon alle erfüllt, die das irdische Leben von Ihnen fordert? Wollen Sie an der Zerstörung Ihrer Gesundheit fortarbeiten? Ist Ihnen der Glaube geschwunden, daß sich endlich die Nacht der finstersten Traurigkeit aufhellt? Wollen Sie hienieden nicht reicher

an Tugend werden, um einst seliger zu werden und die himmlischen Wonnen Ihrer Mutter erhöhen? Meine Josephine, unsere Liebe entspann sich von der Zeit an, als unser Verstand Gedanken denken, als unser Herz empfinden lernte und, wie ich's zu hoffen wage, rein und klarer besteht sie unter uns noch. Meinen Sie denn, daß es mir gleichgültig ist, Sie wie eine Blume des Frühlings hinwelken zu sehen? Möchten Sie die nagenden Besorgnisse fühlen, die ich um Sie hege, die jede Freude von mir scheuchen. Sind Sie's denn Ihren Freunden nicht schuldig, daß Sie sich in Ihrem Grame aufrichten und sich von ihm nicht zur Erde, ins Grab niederziehen lassen? Es soll kein Vorwurf seyn, den ich Ihnen mache, nur eine

Bitte ist's, die Sie werden so zu deuten wissen, wie sie verstanden seyn will.

Josephine. Guter, theilnehmender Carl, wie wichtig ist mir jedes Ihrer Worte! Aber das seyn Sie mir eingeständig, eine Tochter, welcher die Mutter entrissen ist, gleicht einem schwachen Reis, das seine Stütze verloren hat. Wo finde ich ein solches Herz und Gemüth, eine solche Güte und Liebe wieder! . . .

Carl. Ohne Stütze sind Sie nicht, theure Josephine, so lange Ihr Vater noch lebt, und gäbe es denn in der Welt keinen Menschen sonst noch,

den Sie lieben, dem Sie vertrauen könnten, der Ihnen gegen den Verlust einigen Ersatz gewährte? Wollen Sie mich nicht mehr als einen brüderlichen Freund ansehen, mit dem Sie sonst gewohnt waren, Freude und Leid zu theilen? Durch meine Entfernung kann ich Ihnen doch nicht fremd geworden seyn? Was Sie sind und mir sind, das habe ich erst im Umgange mit Andern kennen und schätzen gelernt. Ewige Liebe und Freundschaft habe ich Ihnen geschworen, Wort werde ich Ihnen halten. Möchten Sie mir am Grabe Ihrer Mutter die Hand reichen und mir es da betheuren, daß Sie mich Ihrer Achtung, Ihres Vertrauens immer würdig halten wollen. Die schwerste Last wird leichter, wenn zwei Seelen, in inniger Ueberein=

stimmung, sie tragen. Legen Sie mir einen Theil Ihres Kummers auf, ich will . . . Ach! meine Josephine, hätten Sie mich verstanden! Möchten Sie mich nicht verkennen!

Josephine. (Mit rother Wange und bebender Lippe:) Carl, ich habe Sie verstanden, ich verkenne Sie nicht, ich ehre Ihre Theilnahme und Liebe. Nie werden Sie mir Anlaß geben, anders von Ihnen, wie jetzt, zu denken. Ja, ich gelobe es Ihnen, daß ich mich bekämpfen, daß ich über meinen Gram zu siegen streben will, weil mein Leben für Sie Werth hat, für Sie, gegen den mein Herz Liebe nie verleugnete.

Schweigend gab sie Carln die Hand, eine Thräne glänzte in ihrem Auge und der Jüngling sagte mit inniger Rührung: „Wenn sich Seelen fanden, die sich an den Festen der Freude fest und unzertrennlich mit einander verbanden; so hat uns zärtliche Theilnahme in den trüben Stunden des gerechten Schmerzes über den Tod einer unvergeßlichen Mutter zu einem Bunde vereinigt, der bestehen soll, bis sie uns, ihren Kindern, in besserm Leben, liebend und freundlich zum unzertrennlichen Willkommen ihre lichte Rechte entgegenstreckt. Josephine, nun ruhiger, geduldiger, Sie sind nicht ohne Freund und Stütze mehr; mein Leben hängt von dem Ihren ab; wird leiden an einem Kummer; es ist uns alles gemein, es

bewegt und rührt uns alles in gleichen Graden . . ."

Antonie umarmte Josephinen und sagte: „Erheitere Dich, werde wieder glücklich, sey es, wie Du's verdienst!"

Mehrere Tage blieb Herr von Lebrüne mit seiner Familie noch in Vevée und Breton nahm es deutlich wahr, daß sich das trübe Wesen seiner Tochter aufheiterte. Die Madame Lebrüne bat ihn, daß er seiner Tochter die Erlaubniß gäbe, mit ihr zu reisen und sich eine beliebige Zeit bei ihr aufzuhalten; aber, weil er manche geheime Bedenklichkeiten dawider hatte,

schlug er diese Bitte mit höflicher Artigkeit ab. Er versprach übrigens, ehe Carl wieder nach der Garnison reisete, seine Freunde zu besuchen.

Dritte Scene.

Die schreckliche Nachricht.

Es war dem Herrn von Breton doch sehr aufgefallen, daß Carl und Josephine, als sie beim Abschiede einander die Hände reichten und sich küßten, so heftig weinten. Eine solche Theilnahme, von Seiten eines zwanzigjährigen Jünglings, der sonst sehr lebensfroh gestimmt war, mußte noch andere Gründe haben, daß sie sich in dieser Heftigkeit äußerte. Er ahnete es, daß zwischen den Beiden

ein Liebesverständniß Statt finden müsse und schloß dies um so mehr aus der Veränderung, die mit dem Wesen seiner Tochter vorgegangen war. Ihr Gemüth schien eine ganz andere Richtung genommen zu haben, und sich nicht bloß mit der Trauer um die verstorbene Mutter mehr zu tragen. Um jede Veranlassung zu vermeiden, welche den Funken der Liebe mehr anfachen und ihm Nahrung geben konnte, nahm er sich's fest vor, Lebrüne's nicht eher zu besuchen, bis er von der Abreise ihres Sohnes gewisse Nachricht hätte. Es lag nicht in seinem Plane, seine reiche Tochter mit einem jungen Edelmanne zu vermählen, den man höchstens bemittelt nennen konnte. Ueberdies hatte er sein Augenmerk schon auf einen andern Jüng-

ling gerichtet, der mehr mit seinem Vermögen zu der Mitgiftssumme Josephinens paßte.

Von der Reise zu Lebrüne's sprach er kein Wort, ob auch die Nonne Clara bisweilen das Gespräch auf die fürtreffliche Familie brachte. Josephine hatte ihr insbesondere eine sehr vortheilhafte Meinung von dem Jünglinge und seiner Schwester beigebracht und ihr das geschwisterliche Verhältniß nicht verschwiegen, in dem sie mit den Beiden von Kindheit an lebte. Sie wußte den Tag, wenn Carl abreisen mußte, und sie konnte den Wunsch nicht unterdrücken, ihn noch Einmal zu sehen. „Liebes Clärchen," so sagte sie im traulichen Gespräch zu ihrer Tante, „da ich

das Herz nicht habe, meinem Vater eine Bitte zu thun und er mich leicht mißverstehen könnte, so habe für mich die Güte, ihn zu bitten, daß er mit uns Lebrüne's besucht. Ich habe es Antonien versprochen, bald zu ihr zu kommen und möchte gern Wort halten. Was der Vater mir vielleicht abschlüge, das wird er aus Gegengefälligkeit Dir gewähren." — „Dieser Wunsch soll gern erfüllt werden," sagte Clara, „da er keine besondern Opfer kostet."

In einer höchst sonderbaren Gemüthsstimmung war Josephine. Wohin eigentlich das Versprechen deutete, das sie Carln gegeben hatte, das war ihr nicht völlig klar geworden, eben so wenig das Verhältniß, in dem er sich mit

ihr glaubte. Sie war geneigt, den Inhalt der letzten Worte, die Carl in dem feierlichen Tone sprach, für eine wiederholte Betheurung seines Wohlwollens zu halten, zu der ihn seine Theilnahme an ihrem Schmerze bewog. Tiefer hatte sich sein Bild in ihre Seele gedrückt, inniger hing ihre Neigung an ihm und lebhafter war ihr Verlangen nach ihm. Wirklich, die Herzlichkeit und Liebe, mit der sie an ihn dachte, schien ihr Kummergefühl zu mildern und ihre Gedanken von dem Grabe der Mutter abzulenken. Bisweilen fuhr's ihr durch den Sinn, daß sie sich an der Mutter und ihrer Kindespflicht versündigte, wenn das stete Andenken an sie nicht der Punkt blieb, auf den sich ihr Geist unzerstreut richtete. Sie kämpfte mit

sich selbst, sie forschte und dachte, was eigentlich der Todten und dem Lebenden gebühre. Jetzt auch nur eine Sylbe fallen zu lassen, in welcher die Aeußerung ihres Wohlgefallens an irgend einem Menschen lag, das wagte sie nicht. Wofür hätte man ihre Trauer halten müssen, wenn sie ihre Farbe in ihrem ganzen Wesen nicht mehr trug?

Carl dagegen war sehr glücklich, daß ihn der Besuch in Vevée zu einem solchen Ziele geführt hatte, daß er seines Glücks gewiß seyn konnte. Der Zweifel, daß Josephine ihrem Versprechen je untreu werden könne, fiel ihm gar nicht ein, er kannte ja das religiöse, von der tugendhaftesten Mutter gebildete Herz seiner Verlobten und wußte es,

daß er's nicht mit einem Mädchen zu thun hatte, das mit den Geliebten, die ihm den Hof machen, wie mit den Moden wechselt. Von Seiten des Herrn von Breton, dessen Plan er mit Josephinen nicht kannte, fürchtete er, wenn ihre Verbindung zur Sprache kommen mußte, keinen Widerspruch. Hatte er ihn doch von jeher mit väterlichem Wohlwollen behandelt.

Fast mit jedem Tage stieg seine Sehnsucht, Josephinen zu sehen, höher. Als sie aber mit ihrem Vater und der Nonne auch nicht am letzten Tage vor seiner Abreise kam, da trieb ihn Sehnsucht, Liebe, Besorgniß, daß sie krank seyn möchte, nach Vevée. — Während seiner Abwesenheit, als seine Mutter

mit Antonien allein war, und das mitleidsvolle Herz ihres Sohnes rühmte, sagte die Tochter, welche das Geheimniß nicht verschweigen konnte: „Mutter, es ist nicht Mittleid allein, was Carln nach Vevée hintreibt, es ist die zärtlichste Liebe zu Josephinen.“ — „Wie so,“ fragte die Mutter, neugierig, „Liebe? Wie soll ich das verstehen?“ Antonie sprach weiter: „Carl hat sich, als wir das letzte Mal in Vevée waren, mit Josephinen förmlich verlobt.“ — „Weiß der Vater davon?“ — „Breton, meinst Du,“ sprach Antonie, „der weiß gewiß kein Wort davon.“ — „Der gute Carl,“ sagte die Mutter, „dem keine Eigenschaft fehlt, um die herrliche Josephine glücklich zu machen, ist doch ohne großes Geldvermögen, und das wird ihm

bei Breton ein Hinderniß in den Weg legen, woran er nicht gedacht hat, und was nur durch ein gütiges Wunder überwunden werden kann. Liebe Antonie, sey gegen Deinen Vater verschwiegen, Du weißt, wie er ist, und offenbare ihm das Geheimniß Deines Bruders nicht.“

„Aber, lieber Breton,“ sagte Clara bei Tische, als ein schöner Frühlingstag war, „wollen wir denn nicht Ihre Freunde, die Lebrüne's, besuchen? Gern möchte ich sie vor meiner Abreise noch einmal sehen.“ — „Lieb Clärchen,“ erwiederte Breton, „Wagen und Pferde stehen Dir in jedem Augenblicke zu Diensten. Ich aber bleibe hier, da ich die Orte geflissentlich meide, wo sich

meine gute Constantine so glücklich fühlte. Schwerlich wirst Du an Josephinen eine Begleiterin finden.“ — „Warum nicht?“ sagte Clara. „Sie wird doch nicht, wie in einen Kasten eingesperrt, fortleben wollen? Wie wohlthätig ist ihr eine ihrem Gemüthe angemessene Zerstreuung!“ — „Josephine,“ fragte der Vater, „willst Du Dich von mir trennen und Deine Tante begleiten?“ — „Soll ich das nicht?“ sagte Josephine. — „Vom Sollen ist hier nicht die Rede, ich frage nur, was Du willst. Wolltest Du aber, so würde mir heute zum ersten Mal Dein Wesen räthselhaft, widersprechend sogar erscheinen. Um Dich aber aller Verlegenheit zu überheben, bitte ich Dich, daß Du hier bleibst, warum? das kann ich Dir vielleicht später sagen.“

Mit einem Worte, es wurde aus dem Besuche nichts und Josephinen war dies so unangenehm, daß sie sich Gewalt anthun mußte, ihren Verdruß zu verbergen.

Der Zwang, die Sclaverei, in der sie bei ihrem Vater in der Einsamkeit würde leben müssen, schwebte ihr vor Augen und sie offenbarte Claren ihre Besorgniß. „Liebes Kind," sagte diese, „willst Du Dich eine Weile bei mir im Kloster aufhalten? Dein Vater wird kein Bedenken tragen, Dir die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Zwar kann ich Dir keine weltlichen Ergötzlichkeiten, keine Vergnügungen anbieten, nach denen Viele Deines Alters und Geschlechtes lechzen und die sie mit Uebertretung

heiliger Pflichten erkaufen; aber dafür stimmte Deine Neigung nie; ihr Gift hast Du nicht gekostet, am wenigsten wärest Du jetzt geeignet, die kurze Lust, der die Reue oft folgt, zu suchen und zu genießen. Stille Ruhe, ungestörten Frieden verlangt ein kummerschweres Gemüth, um sich im Lichte der Religion zu erstärken, zu heilen und zu trösten. Was Liebe und Freundschaft vermag, Dir die klösterliche Einsamkeit wohlthätig zu machen, das erwartr dreist von einer Freundin, die keine Gelegenheit von sich stößt, um das Andenken Deiner Mutter zu ehren. Wie lieb ich Dich habe, das blieb Dir von jeher nicht verborgen. Findest Du aber im Anschauen einer schönen Natur Freude, besonders in dem die Erde mit jungem,

neuen Reizen schmückenden Frühling, Josephine, so wird Dir die Lage des Klosters St. Agnes alles gewähren, was Du von einem Paradiese fordern kannst. Wie willkommen würde Deine Erscheinung auch der Tante seyn, und Alles kann sie Dir von dem Jugendleben Deiner verstorbenen Mutter erzählen, welche dem Verstande und Herzen ihre Bildung verdankte, ohne die auch Du das gute Kind nicht geworden wärest. Willst Du zu mir ziehen, so will ich mit Deinem Vater davon reden." — Dankbar und gerührt sagte Josephine: „Ich will's, ich will's, Clärchen, rede mit meinem Vater davon."

Clara hatte nicht nöthig, den Herrn von Breton dringend zu bitten, daß er

ihr seine Tochter mit nach dem Kloster gab, damit sie sich daselbst auf eine unbestimmte Zeit aufhalte, er selbst war entschlossen, das junge, unerfahrne Mädchen der Nonne und ihrer Tante zur Weiterbildung und Aufsicht anzuvertrauen. Eine fast mannbare Tochter, ohne den wachsamen Schutzgeist der Mutter, einer Person, die sich für Geld zu ihrer Gesellschafterin erkaufen und dingen läßt, hingeben, das ist ein gewagtes Spiel, was mehr als Einmal verloren gegangen ist. Die Weisheit und Tugend, die Klugheit und Vorsicht selbst ältlicher Gouvernanten hält selten Stich und behauptet sich, wenn sie eine Art Mutterrecht, mit Muttergüte und Liebe gegen eine Jungfrau in Ausübung bringen sollen. Sie locken, statt zu war-

nen, sie verführen, statt zu führen, und glauben, ergötzlich genug, im Geiste die unbesonnene Jugendschule der ersten, seligen Liebe wieder durchzugehen, wenn sie dem ihm anvertrauten schönen Mädchen, ohne Erlaubniß des Vaters, Liebesbriefe zu schreiben, geheime Zusammenkünfte mit einem Adonis verstatten. Ihr Herz ist auch nicht von Stein, und es läßt sich, selbst wider ihre bessern Grundsätze, durch die Thränen, Seufzer, Verheißungen der Jungfrau erbitten, so, daß sie endlich will, was sie nie wollen sollte. Kurz, Breton wollte von einer Aufseherin, Gouvernante, bei seiner Tochter, vieler, gar nicht zu verwerfender Besorgnisse wegen, nichts wissen. — Oft war er auch in seinen Geschäften abwesend, er mußte Jose-

phinen allein lassen, und meinte, daß es ein junges Mädchen noch nicht so weit gebracht hat, das Rechte zu wählen, um die Einsamkeit für ihr Seyn, für ihre Bildung wohlthätig zu machen. Die Langweile ist ein böser Geist, welcher der Tugend und Unschuld Klippen hinstellt, an denen sie scheitert. Was aber seinen Entschluß, den Klostertanten die Tochter hinzugeben, so schwer es ihm wurde, sich von ihr zu trennen, völlig bestimmte, das war seine nicht grundlose Vermuthung, daß Carl von Lebrüne einen Platz in ihrem Herzen gewonnen habe, den er nicht behalten sollte.

Recht erwünscht kam es Breton daher, als Clärchen bei einem Spazier=

gange im Garten also zu reden anfing: „Lieber Breton, so gern ich länger in Vevée bliebe und so sehr mich Josephine darum gebeten hat, übermorgen spätestens muß ich abreisen. Meinen Urlaubstermin habe ich schon überschritten. Ich sehe es voraus, wie unglücklich die einsame Josephine sich fühlen wird, wenn sie kein weibliches Wesen mehr um sich hat, an das sie sich mit Liebe und Vertrauen anschließen, dem sie ihre Gefühle mittheilen kann. Wie, wenn sie Neigung hätte, mit mir nach dem Kloster zu reisen, eine Weile bei mir und der Tante zu bleiben, würden Sie ihr das erlauben? Soll ich auch hinzusetzen, daß wir sie, wie unser Auge im Kopfe, bewahren; daß sie dort vor allen Gefahren geborgen ist, die ihrem

Herzen, ihrem Charakter, ihrem Rufe nachtheilig werden können? Wir werden Ihnen die Tochter nicht verweigern, wenn Sie sie zurückfordern.''

„Glauben Sie, geliebtes Clärchen, daß ich Ihr so gütiges Anerbieten gewiß nach seinem ganzen Werthe zu schätzen weiß,'' erwiederte Breton mit freundlich dankbarer Miene. Wir sind jetzt Beide allein, ich darf offen mit Ihnen reden und rechne auf Ihre Verschwiegenheit. Wenn ich Josephinens Reise nach dem Kloster so leicht zugäbe, würde das Sie nicht auf den Gedanken bringen, als ob ihr Aufenthalt im Vaterhause oder ihre Entfernung von demselben, eine gleichgültige Sache für mich wäre? Den kleinsten Theil ihrer Liebe, und

wenn es auch ohne meine Schuld geschähe, mag ich nicht verscherzen. Was hat das arme Mädchen in der Welt dann noch, wenn sie den Glauben an die zärtlichste Vaterliebe aufgeben muß; woran soll sie sich halten, wenn sie eines Freundes, Rathgebers und Führers bedarf? Ihre Wahl entscheide, von meiner Seite darf sie kein Wort der Ueberredung hören und noch weniger, eine Art des Zwanges ahnen."

„Wie unendlich besser als bei mir sie im Kloster, bei ihren Tanten, aufgehoben ist, auch das leuchtet mir ein. Wenn sie, auf eine ungewisse Zeit, ihren Aufenthalt dort wählen sollte, dann habe ich eine Bitte an Sie, die Sie der Tante mittheilen mögen. Versprechen

Sie mir's, daß Sie sie erfüllen. Eine Nonne soll Josephine nie werden, legen Sie's also auch nicht darauf an, ihr das Kloster als einen Himmel vorzuspiegeln, in dem die Seelen nur selig werden können. Verleiden Sie ihr das Leben in der Welt, den Ehestand nicht. An ihr, wenn sie eine Gattin wird, an ihren Kindern, hoffe ich noch Freuden zu erleben. Nach meiner Ansicht ist es Versündigung an der Menschheit, junge Menschen in Klöster einzusperren, wo so viele Blumen und Blüten verwelken."

„Nun aber die Hauptsache, das Wichtigste, was ich in die geheimsten Falten Ihres Herzens, als ein Geheimniß, niederlege. Carl Lebrüne scheint

ernste Absichten auf Josephinen zu haben, ich glaube Beweise für meine Vermuthung aufstellen zu können, die untrüglich sind. Warum ich die Verbindung meiner Tochter mit diesem Jünglinge nie, so lange ich lebe, zugeben kann, so sehr ich seine Aufführung, seinen Verstand und seine Moralität achten muß, darüber erlassen Sie mir eine nähere Erklärung. Zwischen ihm und ihr darf weder eine schriftliche, noch mündliche Unterhaltung Statt finden. Was sie näher mit ihm verbindet, das könnte sie für die Folge nur unglücklicher machen, wenn sie sich genöthigt sieht, sich von ihm zu trennen. Vielleicht bricht ihr Herz mit dem Geständniß ihrer Neigung gegen den Jüngling selbst hervor und dann, liebes Clärchen,

ist es an Ihnen, sie zu belehren und zu warnen. Wollen Sie das auch?"

Noch hatte Clara auf die Frage keine Antwort gegeben, als Josephine mit dem jungen Lebrüne nach dem Garten hinkam. Breton erkannte ihn in der Ferne schon und stieß, voll innern Verdrusses, die harten Worte aus: „Was hält mich zurück, dem ungebetenen Gaste die Thür auf immer zu weisen?" — „Lieber Breton," sagte Clara, „ist es so gewiß, ob Sie nicht einen Unschuldigen beleidigen? Fassen Sie sich, seyn Sie freundlich, Sie achten und lieben ja Lebrüne."

Der Kuß, welchen Breton dem Jünglinge, nach gewohnter Sitte, ge-

ben mußte, wurde ihm sehr schwer und bitter, hätte er seinem Innern folgen dürfen, so würde er ihm mit derben Worten einen andern Bescheid ertheilt haben . . . „Ich konnte die Gegend nicht verlassen,“ sagte Lebrüne, „ohne mich noch Einmal Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Von einem Tage zum andern warteten meine Eltern auf Ihren versprochenen Besuch. Ich komme zugleich auch, um mich von Ihrem Befinden zu überzeugen und freue mich, wenn ich gute Nachrichten zurückbringen kann.“ — „Lieber Carl,“ erwiederte Breton mit ernster Miene, „mehrere Hindernisse machten mir die Erfüllung meines Versprechens unmöglich, Ihr Vater wird mich entschuldigen. Wann reisen Sie

ab?" — „Morgen in aller Frühe," erwiederte der Jüngling.

Breton faßte Josephinen scharf ins Auge und sah noch eine Thräne auf ihrer Wange glänzen. „Worüber hast Du geweint," fragte er mit lauterer Stimme, „sage mir die Wahrheit." Sie erröthete, sah vor sich nieder und blieb dem Vater die Antwort schuldig. Dieses Schweigen war ihm ein Dolch ins Herz. Er wollte sie zu keiner Lüge zwingen und wandte sich daher mit der Frage an Lebrüne: „Wie lange können Sie noch bei uns bleiben?" — „Wenn ich zur rechten Zeit in C...n wieder eintreffen will, zwei Stunden höchstens." ... Breton nahm ihn mit den Worten an der Hand: „Kommen Sie mit

mir . . . Clärchen, reden Sie unterdeß mit Josephinen von dem gütigen Vorschlage, den Sie mir machten, damit ich hernach Bescheid erhalte.“ Jetzt entfernte er sich mit Carln und ging mit ihm nach dem Schlosse zurück.

Breton verwickelte den Jüngling in so vielerlei Gespräche, daß er sich aus dem Netze, welches ihn umgab, gar nicht losmachen konnte. Die schrecklichste Langweile plagte ihn, er mußte sich sogar den Angstschweiß von der Stirn wischen; aber Breton, sein Peiniger, hatte kein Erbarmen mit ihm und ging mit ihm nicht nach dem Garten zurück. Es wurde dem Jünglinge immer klarer, weshalb ihn Josephinens Vater in diesen Banden hielt und doch

wagte er's für jetzt noch nicht, sie zu zerreißen. Daß sie sich im Zimmer nicht sehen ließ, das galt ihm für einen sichern Beweis, die Nonne handele mit Breton in Uebereinstimmung. Als er es endlich nicht mehr ertragen konnte, länger in Vevée ohne Josephinen zu seyn, sagte er: „Gefällt es Ihnen im Freien nicht besser, als in den Mauern der Stube?" — Breton zog seine Uhr aus der Tasche, sah den Zeiger an und sprach: „Wie schnell doch die Zeit vorrückt, wenn man nicht unintereſſant plaudert! Sie sind schon eine Viertelstunde über die zwei Stunden hier, die Sie sich zu Ihrer Abreise setzten." — „Mahnen Sie mich an die Abreise?" fragte Lebrüne und konnte kaum seinen innern Unwillen bergen. — „Nehmen Sie mir das

übel?" fragte Breton mit ernster Miene. „Ich dächte doch, daß Sie mein Gutmeinen kennen. Wollen Sie mit einer Beleidigung von mir scheiden? Ich muß mir das gefallen lassen."

Der Jüngling stand auf, war in Verlegenheit, wußte nicht, welche Antwort er geben sollte und schnallte seinen Degen um. „Sie haben Recht, Herr von Breton," sagte er, „es ist Zeit, daß ich abreise und mich Ihnen empfehle. Zürnen Sie nicht auf mich. Müßte ich das denken, so würde ich einen Stachel im Herzen mit aus dieser Gegend nehmen, der mich in der Ferne tiefer verwundete. Verkennen Sie die gute Absicht nicht, weshalb ich nach Vevée kam." — „Carl," erwiederte Breton,

„es soll Alles vergessen und vergeben seyn.“

Sie hatten sich Beide umarmt, als Lebrüne den Weg nach dem Garten nahm, um von Josephinen, die er dort zu finden glaubte, Abschied zu nehmen . . . „Bemühen Sie sich nicht,“ rief ihm Breton nach, „ich will Alles bestellen!“ Lebrüne that, als ob er die Worte nicht hörte und eilte so rasch vorwärts, daß der Vater ihn nicht einholen konnte. Er fand Josephinen in einer Laube, neben der Nonne sitzend. Seine Augen schwammen in Thränen. Er umarmte, küßte sie herzlich und sagte, von tiefer Wehmuth erschüttert: „Leb wohl, Josephine, sprich Dein Herz ruhig, ich bete für Dich!“ Er verneigte

sich gegen die Nonne und ging mit raschen Schritten zurück. Von Verdruß gefoltert, entfuhren Herrn von Breton die Worte, als er dem Jünglinge begegnete: „Wenn Sie wieder nach Vevée kommen, ist Josephine nicht mehr hier.“ — Und Carl, den die Nachricht schmerzlich überraschte, sagte: „Wo sie auch sey, da werde ich sie finden, und deckt ein Grabhügel ihre Gebeine, dann sterbe ich auf ihrer Todtengruft. Leben Sie wohl, Herr von Breton, und zürnen Sie einem Jünglinge nicht, der sich aufopfern könnte, um Ihnen alle Freuden des Lebens zu bereiten.“ Breton sprach kein Wort und sah mit zornigen Blicken dem Scheidenden nach. Aber nun war ihm auch kein Zweifel mehr übrig, daß Carl ernste Absichten auf

Josephinens Hand hatte, und daß er nun um so mehr eilen mußte, seinen Plan zu zerstören.

Das ganze Wesen, was Lebrüne zeigte, als er von Josephinen Abschied nahm, war Claren sehr aufgefallen und sie zweifelte nicht mehr, da sie den Verdacht Bretons gegründet fand, daß zwischen seiner Tochter und dem Jünglinge ein Liebesverständniß obwalte. Da aber Breton der Laube so nahe war, verschob sie's, darüber mit dem Mädchen zu reden. Clara ging ihm mehrere Schritte mit der Tochter entgegen und sagte: „Wenn Sie, lieber Bruder, nichts dagegen haben, so ist Clara entschlossen, sich eine Weile, deren Länge Sie bestimmen mögen, bei mir und mei-

ner Tante im Kloster aufzuhalten." — „Die Entfernung von dem Orte Deiner Schmerzen wird Dir sicher sehr wohlthätig seyn," sagte der Vater zu Josephinen, „Du bist bei Deinen Freunden gut aufgehoben, gern gebe ich Dir die Erlaubniß, Clärchen zu begleiten. Ueberdies muß ich, nothgedrungen, zu einem meiner Freunde eine Reise machen, und freue mich, daß ich Dich nicht allein in der Einsamkeit verlassen darf. Lege Dir Deine Sachen zurecht, so viel Du ihrer auf etliche Monate brauchst. Schreib fleißig an mich, wenn ich auch nicht jeden Deiner Briefe beantworte. Kehre beruhigter an mein Herz zurück."

Da Clara es ernstlich wünschte, bald abzureisen, weil sie sich insbeson-

dere nach der Tante zurücksehnte, die sie nicht bei voller Gesundheit verließ, so wurde die Abreise für den kommenden Morgen bestimmt. Josephine war damit zufrieden. In der Abenddämmerung ging sie zu dem Grabe ihrer Mutter hin, um von ihm, wie von der Ruhestätte der Entschlummerten, Abschied zu nehmen. Wehmüthige, fromme, dankbare Gedanken und Empfindungen bewegten sich in ihrer Seele. „Ach!“ so sprach's in ihr, „wenn Du noch lebtest, wie hätte ich einen Tag ohne Dich, von Vevée entfernt, leben können, nun kann es auf Monate geschehen! Verschwunden ist mir hier der Schatz Deiner Liebe und Zärtlichkeit, der mich glücklich, wie die Unsterblichen, machte. Nur das Andenken an Dich,

das herrliche, zu jeder Tugend mich stärkende, ist mir geblieben. Mutter, im Angesichte des Gottes, der Dich belohnt, bei Deinem Grabe, betheuere ich's, nie soll mich eine Stimme von der Bahn der Unschuld ablocken, die Du mir gezeigt hast! Seliger Geist, tröste Du mich in meinem gerechten Schmerze durch die Hoffnung, einst ewig mit Dir vereint zu werden. So lange sich mein Herz bewegt, werden sich in ihm die Gefühle des Dankes regen, zu dem mich Deine Güte, Dein Wohlthun verpflichtet hat! Mein erster Gang, wenn ich nach Vevée zurückkehre, soll nach Deinem Grabe seyn, und hier will ich Entschlüsse erneuern, die für die Ruhe und den Frieden meines Lebens so entscheidend sind!"

Der Vater hatte sie vermißt und suchte sie bei dem Grabe der Mutter. Sie kam ihm mit Thränen im Auge entgegen. Er faßte sie mit liebreicher Miene an der Hand und sagte mit gerührter Seele die Worte: „Meine liebe Josephine, ungern lasse ich Dich von mir; aber mit unbesorgtem Gemüthe. Du lebst im Umgange frommer Menschen. Das Andenken an Deine Mutter sey Dein Schutzgeist, der Dich von allen Abweichungen von der Tugend und Pflicht bewahrt. Schenke mir ein unbedingtes Vertrauen, glaube, daß ich's mit Dir auch dann väterlich meine, wenn Dein Gemüth meinem Willen widerstrebt. Durch Gefühle und Wünsche läßt sich die unerfahrne, leicht verführte Jugend, oft täuschen und erkennt

ihren Irrthum erst dann, wenn die Folgen der Unbesonnenheit nicht zu vereiteln sind. Vor Reue und Verdruß will ich Dich sichern. Der Liebling meiner Constantine soll nicht durch meine Schuld unglücklich werden. Bisweilen besuche ich Dich im Kloster und gefiele Dir's dort nicht mehr, so kehrst Du nach Vevée mit mir zurück."

Als Josephine auf ihrem Zimmer in der Absicht war, um mehrere Sachen zu suchen, die sie mit nach dem Kloster St. Agnes nehmen wollte, fiel ihr plötzlich der Gedanke ein, einige Zeilen an Carln zu schreiben. Nach einigem Ueberlegen fand sie es weit schicklicher, den Brief an seine Schwester zu richten und seiner in demselben zu

erwähnen. Sie setzte sich sogleich nieder und schrieb:

„Theure Antonie!

Auf mehrere Monate werde ich aus Deiner Nähe entfernt seyn, da man es für gut findet, daß ich mich bei meinen Tanten im Kloster St. Agnes aufhalte. Selbst muß ich's glauben, daß die neue Lage heilend für mein tief verwundetes Herz seyn wird. Erfreue mich bisweilen durch Briefe. Wenn Du an unsern lieben Carl schreibst, melde ihm, daß ich nicht ins Kloster gegangen wäre, um eine Nonne zu werden. O! wie lieb habe ich Deinen Bruder, als ob er mein Bruder wäre! Jedes seiner Worte, das er mit mir sprach, als

wir alle Drei auf meiner Stube allein waren, war ein Balsamtropfen, der in mein tiefverwundetes Herz fiel. Grüße ihn von mir und danke ihm. Als er das letzte Mal in Vevée war und Abschied von mir nahm, waltete ein feindliches Geschick über uns. Nur etliche Minuten war's mir vergönnt, ihn allein zu sprechen. O! wie hat mich seine Rührung erschüttert, da er sich von mir trennen mußte! Meine innere Bewegung war eben so groß, aber ich wagte es nicht, den wahren Grund derselben laut zu gestehen. Was mich diese Verschwiegenheit lehrte und sie mir gebot, ich weiß es selbst nicht. Keine Sylbe wird hier von ihm gesprochen und ich möchte so gern von ihm reden. Mö-

ge er in der Welt so glücklich werden, als er's verdient, dafür will ich, wenn ich sonst nichts dazu beitragen kann, beten rc."

Kurz vor ihrem Abschiede am Morgen, überreichte Josephine, ganz unbesorgt, dem Vater den Brief an Antonien und bat ihn, daß er ihr denselben, bei erster Gelegenheit, zuschickte. Er nahm ihn an und versprach, ihre Bitte zu erfüllen. Aber, eben war er in sein Zimmer zurückgekehrt, und Clara hatte mit Josephinen Vevée verlassen, als er mit unruhiger Neugierde und mit Zürnen das Siegel lösete. Jedes Wort, was Josephine in Bezug auf den jungen Lebrüne geschrieben hatte, bestärkte ihn in dem Glauben, wie ernstlich die Sa-

che zwischen dem Jünglinge und seiner Tochter stand. Er war viel mehr aufgebracht auf ihn, als auf sie; ob er's gleich nicht reimen konnte, wie ihr Herz, das in Trauer über den Tod der Mutter ganz aufgelöst zu seyn schien, Raum für die Liebe zu Lebrüne hatte. Daß sie die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens ihm geheim hielt; daß sie das Vertrauen, zu dem er sie am vorigen Abend, als sie von dem Grabe kam, ermahnt hatte, ihm nicht bewies, das rechnete er ihr sehr übel an. Da Lebrüne drohte, seinen Plan, den er mit Josephinen hatte, zu vereiteln, das verstimmte ihn so sehr, daß er auf der Stelle an dessen Vater also schrieb:

„Ohne mein Wissen und Wollen

hat Dein Sohn mit Josephinen ein Liebesverständniß angesponnen, das nehme ich ihm sehr übel. Was ist leichter, als ein junges Mädchen zu verleiten, daß es seine Kindespflichten verletzt. Melde ihm nur, daß er seine fruchtlosen Bewerbungen aufgiebt. Schon habe ich mir meinen künftigen Schwiegersohn gewählt und ich fürchte nicht, daß Josephine und die ganze Welt gegen meine Wahl gegründete Einwendung haben wird. Carl, der es weiß, wie ich ihn liebe, hätte so nicht an mir handeln müssen. Er hat mehr als eine Pflicht verletzt, die er mir schuldig war. Gern aber will ich ihm verzeihen, wenn er nicht länger meine Hoffnungen und

das Glück meiner einzigen Tochter stört rc."

Dieser Brief kam in C...n an, als Carl vor einigen Stunden abgereist war. Er machte auf den Herrn von Lebrüne und seine Familie einen widrigen Eindruck. „Habe ich's Carln nicht gesagt," fuhr Lebrüne im ersten Verdruß auf, „daß Breton seine Heirath mit Josephinen nicht zugeben wird? Aber so sind unsere unbesonnenen Jünglinge, sie bauen Luftschlösser, sie wähnen, es müsse Alles so gehen, wie's ihre Leidenschaft will. Wer den Geiz und Hochmuth Bretons kennt, der muß an Wunder glauben, wenn er sich die Möglichkeit denken will, daß er Carln seine Tochter zur Gattin geben wird.

Die Neigung seines Kindes wird er am wenigsten berücksichtigen. Er besiehlt, sie muß gehorchen und wie sehr wird ihr Carl diesen Gehorsam erschweren! An die traurigen Folgen einer gezwungenen Ehe denkt er nicht und bei ihm steht der Satz als gewisse Wahrheit fest: das Weib muß sich für den Mann passen, wenn dieser nur reich und vornehm ist. Ganz anders würde ich gegen ihn auftreten, wenn ich ihm das Kapital nicht schuldig wäre, wobei ich freilich keinen andern Vortheil habe, als den, daß er's nicht kündigt, so lange er die sechsfache Sicherheit hat. Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen. Ich werde Carln mit einem Beischreiben den Brief Bretons zuschicken, damit er sich nicht in vergeblichen

Versuchen erschöpft und wider den Vater kriegerisch auftritt, das könnte mich selbst in den geldarmen Zeiten, wo zwar Kapitalien erborgt, aber nicht bezahlt werden, in Verlegenheit setzen. Für edelmüthig halte ich Breton nicht. Er möchte die unschuldige Schuld des Sohnes an dem Vater rächen."

Der Brief, welchen Lebrüne an seinen Sohn schickte, enthielt zwar keine Vorwürfe, aber die mit vielen Gründen belegte Bitte, sich gänzlich von Josephinen loszusagen. Ausdrücklich schrieb er: „Es ist völlig gewiß, daß Breton schon den künftigen Gatten für seine Tochter bestimmt hat und trügen mich meine Vermuthungen nicht, so ist's der junge Ameil."

Carl las den Brief von seinem Vater und rief verzweifelt aus: „Das ist eine schreckliche Nachricht!!"

Vierte Scene.

Der Kampf der Liebe und Pflicht.

Josephine sprach kein Wort, als sie neben Claren im Wagen saß und sich von dem geliebten Vevée trennen mußte, wo sie in der Liebe der edelsten und herrlichsten Mutter, alle Freuden einer schuldlosen, ruhigen und glücklichen Jugend fand. Ein Strom von Thränen rollte über ihre Wangen. Einigemal sah sie nach der Höhe zurück, auf der

ein verwittertes Schloßgemäuer stand, neben dem sie oft, an der Seite der Mutter, hinaus in die schöne Natur schaute und da zuerst den gütigen und weisen Schöpfer in seinen Werken kennen, anbeten und bewundern lernte. Aber es schwebte ihr Alles trübe, wie in einen Trauerschleier gehüllt, vor. Clara schwieg auch und konnte vor Rührung und Mitgefühl nicht reden. Endlich sagte Josephine: „Nichts lasse ich in Vevée zurück, was mir theurer wäre, als das Grab meiner Mutter. Es ist mir zu einem Altar geworden, auf dem ich die Opfer des Dankes und der Liebe darbringe. Auf ihm nur konnte ich mit wahrer Inbrunst des Herzens beten. Oft war's mir da, als ob mich ein himmlischer Geist berührte und ich seine

Nähe vernehmlich empfand. In meinem Innern sprach's aus jener Welt zu mir herüber und hörbar wurde mir die milde, weiche, gütige Mutterstimme. Da dachte ich an den Rath, die Ermahnungen, an die Liebe der Gütigen, die sich mir in allen Gestalten offenbarte. Warlich, eine Tochter, der die Mutter gestorben ist, ist fast eine ganze Waise, der Vater, und wäre er auch der beste, kann den Verlust, den sie erlitten hat, nicht ersetzen. Ihm fehlt alles, alles, um das Gemüth der Mutterlosen zu sich hinüberzuziehen, daß es, in Freude und Leid, Eins mit ihm werde. Jeder Tag läßt's mich mit verdoppelter Stärke empfinden, daß das Leben ein anderes, ein trüberes, freudenleeres für mich geworden ist. Clärchen, habe nur Nach-

sicht mit einer Gemüthskranken, die ihre Gesundheit in jener Welt erst erwartet."

Clara ergriff Josephinens Hand und sagte: „Mit der zärtlichen, dankbaren Tochter habe ich gern Geduld."

Vielleicht waren sie noch zwei Stunden vom Kloster entfernt, als ein offener Wagen gefahren kam, auf dem, außer dem Kutscher, ein Herr und eine Dame saßen, die so laut sprachen und lachten, daß man sie schon in großer Weite hören konnte. „Welch eine lärmende Freude," sprach Josephine! „Sie klingt mir wie ein Mißton, der mich noch mehr verstimmt. O! ihr Ueberglücklichen, ihr seht das nahe Grab

nicht vor euch, in das eure irdische Lust nur zu bald sinken kann!"

Der Herr und die Dame grüßten im Vorüberfahren sehr höflich und Josephine fragte die Nonne: „Kennst Du das junge, schöne Paar?" — „Ja," erwiederte sie. Von ihm will ich Dir eine Geschichte erzählen, die gewiß nicht uninteressant ist, und für ein junges Mädchen, wie Du bist, belehrend werden kann. Die junge, reizende Frau ist jetzt die Baronesse d'Armant, vorher war sie die Tochter des reichen Grafen Lamère. Erst seit zwei Jahren ist sie verheirathet, und, wenn der Schein nicht trügt, und das, was die Welt von dem Ehepaar sagt, Wahrheit ist, so giebt's auf Erden keine glücklichern

Gatten. Vor ihrer Verbindung mit dem Baron war sie die Geliebte ei-nes gewissen Formont, mit dem sie, ohne Wissen ihrer Eltern, ein Liebes-verständniß unterhielt. Der Baron d'Armant wußte das nicht und warb um ihre Hand. Der Vater seiner Toch-ter konnte den Antrag eines Jünglings nicht abweisen, der in dem besten Rufe stand und Besitzer eines einträglichen Gutes war. Unter der Bedingung, daß die beabsichtigte Heirath der Nei-gung seiner Tochter nicht entgegen sey, gab er dem Baron das Jawort."

„Als der Baron das Schloß verlas-sen hatte, wurde der Tochter von den Eltern der Antrag bekannt gemacht. Ohne einen Grund anzugeben, der ihr

Weigern entschuldigen konnte, erklärte sie, daß sie dem Baron nie ihre Hand geben werde. Nach mehrern Tagen gestand sie, daß sie sich mit dem Herrn von Formont feierlich versprochen habe, sie müsse ihrem Worte treu bleiben und nur der Tod könne sie von ihm trennen. Diese Erklärung erschreckte die Eltern. Kein Mittel blieb unversucht, den Sinn der Tochter zu beugen, jedes verfehlte seine Wirkung und scheiterte an dem unerschütterlichen Entschlusse des Mädchens."

„Formont erfuhr es von seiner Geliebten selbst, daß der Baron um ihre Hand bei den Eltern angehalten hätte, und daß dadurch von Seiten derselben ihrer Verbindung unübersteigliche Hin-

derniſſe in den Weg gelegt würden. Voll Rache und Verzweiflung eilte der Unglückliche zu dem Baron hin und ſprach: „Lodoiska, um die Sie geworben haben, iſt mein und ſelbſt die Hölle ſoll ſie mir nicht rauben. Haben Sie ein edles Herz, ſo treten Sie zurück, wenn Sie den Raub, den Sie an mir begehen, nicht bereuen wollen.“ — „Sind Sie wahnſinnig, Herr von Formont,“ antwortete der Baron, „daß Sie dieſe Sprache gegen mich führen? Die Eltern haben mir ihre Tochter zugeſagt, und dieſe, die Sie Lodoiska nennen, ſoll entſcheiden. Ihre Drohung iſt mir lächerlich und die Waffen, mit denen Sie mich beſtreiten, werde ich gegen Sie gebrauchen.“ “.

„Der Baron ging auf der Stelle zu Lodoiska's Eltern und erzählte ihnen den Auftritt, den er mit Formont hatte. Der Graf sagte: Der Mensch ist ein Narr, der sich mit leeren Einbildungen schmeichelt. Ohne Verstand, wie er, müßte ich seyn, wenn ich ihm meine Tochter gäbe. Lodoiska ist ihm nicht abgeneigt; aber sie begreift es nun selbst, daß er ihr Gatte nicht werden kann."

„Kurz, meine liebe Josephine, die schöne Lodoiska gab dem Baron ihre Hand, frei oder gezwungen, das ist nicht bekannt geworden. An ihrem Hochzeittage erschoß sich Formont und ließ einen Brief zurück, in dem er sie der unverzeihlichsten Treulosigkeit beschuldigte. Da sie alle Mittel zum

Vergnügen hat und der Baron der zärtlichste, gütigste Gatte ist, so heißt es in der ganzen Gegend, daß sie Beide das glücklichste Paar sind.“

„Lodoiska ist gewiß leichtsinnig,“ sagte Josephine, „wie hätte sie sich sonst von Formont trennen können!“ — „Ein Glück für sie war's, daß sie's that. Hätte sie mit edler Kraft bei ihrem Versprechen beharrt, welchen Kummer und Verdruß würde sie sich und ihren Eltern bereitet haben!“ — „Wofür soll ich ihren Gehorsam gegen die Eltern rechnen, den sie bewies, indem sie ein Verbrechen an dem frühern Geliebten beging?“ sprach Josephine. „Ob sie von den strafenden Folgen ihres begangenen Unrechts verschont bleiben wird? Das

steht schwer zu glauben.“ — „Wenn Du Dich nicht in tausend Verlegenheiten verwickeln,“ sagte Clara, „wenn Du Dir die Behauptung der Tugend, die Achtung gegen die Kindespflicht nicht erschweren, wenn Du Dir die Quellen namenloser Schmerzen nicht öffnen willst, Josephine, dann bitte ich, strebe Deines Herzens, Deiner Neigungen mächtig zu bleiben, daß Du Deine Liebe nicht an einen Jüngling kettest, von dem Dein Vater einst auch sagen möchte: der kann und soll mein Schwiegersohn nicht werden. Wolltest Du ihn ertrotzen, in welches Verhältniß würdest Du Dich dann mit Deinem Vater setzen! Dank bist Du ihm schuldig, darfst Du ihn betrüben? Könntest Du Dich beklagen, wenn er

Dein unkindliches Wesen bestrafte? Bist Du auch nicht auf dem Wege, einen Jüngling Dir zum Gatten auszuersehen? Hast Du nicht schon Schritte gethan, die auf die Zerstörung Deines Glückes hindeuten? Der Herr von Lebrüne verrieth, als er in der Laube von Dir Abschied nahm, die feurigste Liebe gegen Dich. Erwiederst Du sein Gefühl? Darfst Du es dem Vater gestehen und bist Du gewiß, daß er Deine Verbindung mit dem Jünglinge billigt?"

Ohne sich zu besinnen und vorsichtig Worte zu wiegen, sagte Josephine: „Zwischen mir und Lebrüne besteht nur jugendliche Freundschaft und Liebe. Er hat mir kein Heirathsversprechen abgefordert und ich habe es ihm nicht ge-

geben. Daß wir einander im Herzen geneigt sind, das kann dem Vater kein Geheimniß seyn. Warum soll ich's leugnen, daß er mir der schätzbarste von allen Jünglingen ist? Gehe ich je eine eheliche Verbindung ein und er wählt mich zu seiner Gattin, so wird er der seyn, den ich mit voller Zustimmung meiner Seele wähle. Verwirft ihn der Vater, so werde ich mich zu trösten wissen. Zum Gehorsam gegen ihn hat mich meine Mutter gewöhnt, und welche Opfer er mir auch kostet, die Tugend wird mich stärken, sie zu bringen. Siehe, Clärchen, das ist mein Bekenntniß, wie ich's vor Gott und meinem Gewissen nicht wahrer und aufrichtiger ablegen kann."

Clara küßte Josephinen und nannte sie ein treffliches Mädchen.

Sie waren vor dem Kloster angekommen und Josephine freute sich in der Seele, die gute Tante wieder zu umarmen, die in ihrem Herzen, weil die verstorbene Mutter sie wie eine Heilige rühmte, so hoch angeschrieben stand. Sie hatte es nicht geglaubt, daß der Vater seine einzige Tochter von sich lassen würde, und höchst angenehm wurde sie überrascht, als das junge Mädchen mit den wehmuthsvollen Worten in ihre Arme sank: „Setze nun das Werk Deiner Weisheit und Liebe an dem Kinde Deiner Constantine fort, die in Dir die verlorne Mutter wieder zu

finden hofft und welche ewig Deine dankbare Tochter seyn will."

Das Angesicht der Tante verklärte sich, als Josephine die Worte sprach, sie drückte sie innig und gerührt an ihre Brust und sagte: „Vertraue mir, ich will Dich mütterlich leiten. Nichts sollst Du an mir vermissen, was Dir Deinen Verlust erträglicher machen kann. Aber laß Dich auch nicht durch Deinen Schmerz über die Todte zur Erde niederziehen, richte Dein Auge empor zu jenen Sternenhöhen, wo ihr seliger Geist wandelt. Lebe, daß er immer mit Beifall auf Dich niederblicken kann. Nur eine Spanne Zeit bist Du noch von ihr geschieden, und ewig wird Dich die Ewigkeit mit ihr verbinden. Wahr-

scheinlich gehe ich Dir ins bessere Leben voran und mit Entzücken wird sie aus meinem Munde die Botschaft vernehmen, daß Du auf ihren Pfaden Dich dem Ziele nahst, das sie erreicht hat, an dem sich unzertrennlich die Vollendeten vereinigen. Sey mir recht freundlich willkommen, meine liebe, liebe Josephine. Wie lange wirst Du bei uns bleiben?" — „Das hängt von dem Willen des Vaters ab," entgegnete sie.

Schon an demselben Abend fühlte sich Josephine nach Geist und Herz in dem Kloster sehr wohl; da schon, als sie die Tante reden hörte, wurde es ihr begreiflich, wie sich ihre Mutter, unter der Führung derselben, zu dieser weiblichen Vollkommenheit bilden konnte.

Einige ihrer Jugendgeschichten erzählte die Tante mit Thränen in den Augen, in denen der edle Keim zu den schönen Früchten lag, an denen ihr Gattin- und Mutterleben so reich war. Eben, weil die Tante mit dieser Begeisterung, mit diesem Wohlgefallen von ihrer Constantine sprach, verband sich Josephinens Herz mit dem ihren zu gleicher Zärtlichkeit und Liebe.

Folgende Bemerkung setzte die Tante noch hinzu, da sie von Constantinen, als Gattin und Mutter, und von ihrem frühen Absterben sprach: „O! welch einen Schatz der köstlichsten Erinnerungen lassen die frommen Todten den Lebenden zurück, sie sind eine unversiegbare Quelle, aus der das trauernde,

um sie weinende Herz, Trost und Hoffnung schöpft. Mit den Unsichtbaren wird ein herrliches Leben fortgeführt, und nichts stört die selige Gemeinschaft, welche unter ihnen fortbesteht. Sie stellen die trüben Tage unseres irdischen Seyns in ein helles Licht; sie stärken uns auf der Wanderschaft zum Himmel; sie heben jede Kraft in der Erfüllung der schwersten Pflichten; sie endlich sind uns Schirm und Schild, wenn Gefahr der Sünde droht, wenn das Laster seine Pfeile auf uns richtet. Wie segnend blüht über den Gräbern der Frommen die Blume ihrer Tugend und trägt unvergängliche Früchte in den Seelen der Nachbleibenden; wie herrlich leuchtet sie vom Himmel herab und hebt die Geister über den irdischen

Staub empor, daß sie hier schon himmlisch werden! Josephine, eine fromme Mutter verlorst Du, die Verbindlichkeit, wie sie zu leben, um wie sie sterben zu können, ist Dir von Gott aufgelegt."

Ehe sie alle Drei sich am späten Abend niederlegten, sagte die Tante: „Liebe Josephine, Du mußt Dich hier in unsere Sitte fügen, die der Welt unbekannt ist, Dir aber nicht fremd seyn kann. Wir beten täglich öfter, und des Abends und Morgens bestimmt zu Gott, wir preisen ihn, wir danken ihm, wir flehen um seinen Beistand. Das Gebet ist ein Opfer der Herzen, was dem, der es darbringt, herrlich belohnt. Verwildert ist das Gemüth, roh wird es, in thierische Gemeinheit

sinkt es, Stützen der Tugend, Waffen gegen das Laster wirft es von sich, den Umgang mit dem Heiligsten, was uns veredelt, giebt es auf, wenn es keinen Gedanken denkt, kein Wort lautet, das auf Gott Beziehung hat."

„Leget eure Hände in einander, werdet ganz Andacht, sammlet eine heilige Stille in euch und sprechet mit mir: Kindlich und getrost legen wir unser Schicksal in Deine Hände, weiser, allmächtiger und gütiger Vater, der Du für uns sorgest. An Deiner Huld verzagen wir auch dann nicht, wenn Du uns den Leidens- und Todeskelch reichst, Dein Wille ist gütig, Dein Rath unerforschlich, Dein Weg dunkel und herrlich. Unser Herz sey Dir ein Altar,

unsere Seele Dein Tempel und unser Leben Dein Lobgesang. Leite, stärke, tröste, erleuchte und heilige uns. Ruhig harren wir in diesem Stande der Unvollkommenheit des Augenblicks, wo Du den Geist von den Fesseln des Leibes frei machen, ihn in die Wohnungen eines ewigen Friedens und zu unsern unvergeßlichen Vorangegangenen führen wirst; Amen!"

So betete die Tante und bei den letzten Worten blickte sie zur Erde wieder nieder, faßte Josephinen ins Auge, welche sich die Thränen von den Wangen trocknete. Liebreich und theilnehmend ergriff sie die Hand des Mädchens und sagte: „Werde ruhiger, sey getrösteter und traue es der weisheits-

vollen Güte Deines himmlischen Vaters zu, daß er auch aus Liebe zu Dir, Dir die Mutter nahm. Einst wirst Du segnen die Stunden Deiner heftigsten Schmerzen. Die Entschlafene ist vielen Leiden entnommen. Deine Trennung von ihr ist, gegen die Ewigkeit gerechnet, nur ein Augenblick, ihn heilige Gott und der Tugend, so wirst Du sie wieder sehen. Lerne Vertrauen zu den Fügungen der Vorsehung, wenn Du ruhig dulden, herrlich geläutert und reif für jenes unvergängliche Seyn werden willst. Nun schlaf wohl und erwache gefaßter und zufriedener."

Wohl zwei Stunden mußte Josephine noch wachen, ehe sie einschlafen konnte. Ihre Phantasie war sehr ge-

schäftig und schwärmte in einer Gallerie von Bildern umher, in der jedes anziehend für sie war. Aber am längsten verweilte sie am Grabe der Mutter, die sie sich unter allen Gestalten dachte, welche sie reden hörte, mit welcher sie ein Gespräch führte. Wie sie, dachte das Mädchen, liebt der Vater Dich nicht, der Dich mit Claren ziehen ließ. Unter ihren Jugendfreunden, die sie durchmusterte, standen Carl und Antonie Lebrüne im hellsten und freundlichsten Lichte vor ihr. Sie freute sich auch darum insbesondere auf einen Brief von Antonien, weil sie in demselben Nachricht von Carln zu erhalten hoffte, der sich, besonders durch seine brüderliche Theilnahme, die er ihr erwies, als sie ihn das Letztemal in Be-

vée sah, ein dankbares Andenken in ihrem Herzen gestiftet hatte.

Als sie am Morgen erwachte, wo die Sonne schon hell ihr Zimmer erleuchtete, stutzte sie erschrocken zurück, da die Tante vor ihrem Bette saß, welche sagte: „Seit zwei Stunden sitze ich schon hier. Du schliefst zu süß, als daß ich Dich wecken konnte. Dein Gesicht war, wie das eines Engels der Unschuld. Deine Mienen habe ich studirt und überzeuge mich immer mehr, daß sie viel Aehnlichkeit von denen Deiner Mutter haben, als die Wolken eines vielfältigen Grams sie noch nicht überzogen."

„Heute wird im Kloster ein Fest

gefeiert. Es kömmt ganz auf Dich an, ob Du demselben beiwohnen willst. Religiösr Empfindungen, die das Gemüth über die Wolken empor tragen und es zum Anschauen eines Friedens bringen, den die Welt nicht geben kann, möchte die köstliche Festmusik, der begeisternde Gesang, das ganze sichtbare Bild der Gebräuche, welches der Seele die unsichtbare, oft nicht mit Worten zu bezeichnende, nur von dem Gefühl verstandene Wahrheit darstellt, in Dir wohl erwecken. Ueberdies siehst Du hier alle Nonnen versammelt, mit welchen Du in eine Art von Verbindung, da Du im Kloster wohnst, getreten bist. Es ist ein harmloses Völkchen, und wenn ich Dir mehrere Nonnen nennen könnte, die ihren Stand ehren, so giebt

es unter ihnen keine, die ihn entehrte. Besonders wird ein Fräulein von Ameil, die den Schleier nahm, und das Nonnenleben wählte, Deine ganze Aufmerksamkeit fesseln, Dein Herz in Bewegung setzen, Dein Vertrauen und Deine Liebe auf sich hinziehen. Von ihr nur eine kurze Beschreibung."

„Die Rosen der Unschuld blühen auf ihren Wangen, Geist und Güte spricht aus ihren Augen, die Natur hat ihren ganzen Körper zum Wohnsitz der edelsten Seele gebildet. Sie, noch so jung und unerfahren, scheint von einem höhern Wesen bestimmt, durch ihr Beispiel zu veredeln und zu erbauen. Liebe und Tugend ist ihr angeboren, sie kann nicht anders, als gut

seyn. Nach dem Tode der Mutter wurde sie zur Aebtissin, einer Schwester derselben, hieher gebracht. Zwölf Jahr ist sie hier. Keine Macht konnte sie in die Welt zurückziehen. Hier will sie leben und sterben, hier ist ihr Element und außer demselben könnte sie nicht ausdauern. Sie ist ernst und freundlich, und selig im Genuß der Freuden, die aus dem Bewußtseyn eines schuldlosen Lebens fließen. An die Bessern ihres Geschlechts schmiegt sie sich innig an und der Umgang mit guten Menschen ist ihr höchster Seelengenuß. Vielleicht kömmt sie heute noch zu mir. Sie liebt mich, sie vertraut mir und Keine, als mich allein nur, nennt sie Mutter. Deine Freundin wird sie werden und ihr Umgang wird Dir wohl thun."

„Ist sie mit dem Freunde meines Vaters, Herrn von Ameil in Verton, verwandt?" fragte Josephine. — „Das ist sie," erwiederte die Tante, „sie hat in dem Hause desselben viel von Deiner Mutter und Dir reden hören."

Clara kam und sagte: „Josephine, willst Du nicht aufstehen? Es ist Zeit dazu, wenn Du Neigung hast, unser Fest in der Kirche mit zu feiern. Agathe Ameil, so hieß die junge Nonne, ist unten und wünscht Deine Bekanntschaft zu machen . . ." Clara entfernte sich mit der Tante und eine Jungfer kam, um Josephinen beim Anzuge behülflich zu seyn. Als sie die schöne Nonne zu begrüßen glaubte, war diese schon weggegangen, weil ihr heutiger

Dienst ihr das längere Zögern nicht gebot. In der Kirche, die voll Menschen war, welche alle in Andacht versunken schienen, und es durch die Mienen sagten, daß sie sich vor dem unsichtbaren Herrlichen für Staub achteten, war alles, alles feierliches, religiöses, anderes, als irdisches Leben. Die Wirklichkeit hatte einen himmlischen Charakter angenommen und trug das Gepräge des Vaterlandes, dem die Erdenpilger in Hoffnung zuwandern. Josephine war tief gerührt.

Als der Gottesdienst geendigt war und sie mit ihren Tanten zurückgehen wollte, fühlte sie eine leise Berührung am Arm, und als sie sich umsah, stand eine Nonne mit einem Engelsge-

sicht vor ihr, welche sagte: „Sie sind Josephine, willkommen im Kloster!“ — „Und sie Agathe,“ sagte Clara, um Josephinen, die verstummt dastand, wissen zu lassen, wer die Unbekannte wäre. — „Ich hätte sie gekannt,“ sprach jetzt Josephine, „wenn Du mir, liebes Clärchen, auch ihren Namen nicht nanntest, so genau paßt die Schilderung, die mir die Tante von ihr machte, zu dem wirklichen Bilde.“

Der heutige Tag war für Josephinen ein wahrer Festtag. Die liebenswürdige Agathe trennte sich nicht von ihr und der Bund ihrer Freundschaft, den kein Schicksal, kein Verhängniß erschüttern konnte, war auf ewig geschlossen. Es hatten sich zwei Herzen ge=

funden, die ein Glaube, eine Liebe, eine Hoffnung in ein schönes Ganze verschmolz. Der Umgang mit dieser Nonne tröstete Josephinen, erheiterte sie, richtetr sie auf.

Recht glücklich und wohl fühlte sich Josephine im Kloster. Mit gemilderter Wehmuth dachte sie an ihre Mutter, und manches Gute und Schöne, wozu sie insbesondere ihren Aufenthalt im Kloster, ihre Bekanntschaft mit Agathen, rechnete, schätzte sie als Frucht des Todes der Unvergeßlichen. Immer schwächer und matter wurde in ihr das Bild der Welt, in der sie früher lebte, nur erlosch in ihrem Herzen die zärtliche Neigung nicht, die sie gegen das Geschwisterpaar der Lebrüne, klar und hell,

liebend und erwärmend in sich trug. Diese Beiden allein, Carl und Antonie waren es, welche sie mit sanfter Gewalt nach Vevée zurückzogen, um ihnen näher zu seyn. Es machte sie bisweilen sehr traurig, da sie von ihren andern Freundinnen Briefe erhielt und keine geschriebene Zeile von Antonien. Woher ihr Schweigen rühre, das konnte sie sich selbst nicht erklären. Von Carln wußte sie auch nichts und doch wünschte sie's, von ihm etwas zu erfahren. Sie beklagte sich über Antonien bei der Tante. Diese sagte, ohne Umschweife: „Josephine, Dein Vater hat wichtige Gründe, weshalb er die allzuvertrauliche Verbindung, in der Du mit Carln stehst, aufgehoben, oder doch gemildert zu wissen wünscht. Er meint, sie könnte

Deinem künftigen Glücke, Deinem Rufe schaden. Unrecht mag er nicht haben. Füge Dich in seinen Willen, tadle seine Vorsicht nicht. Ein junges Mädchen berechnet es nicht genau, was ihm schaden kann und ein schärferes Auge muß für dasselbe wachen.“

Ganz erstaunt sagte Josephine: „Kann treue Liebe ein Verbrechen seyn, die von Jugend an gegen Carln in mein Herz geschrieben ist? Welchen Schaden könnte sie mir bereiten? Warum will man mich von ihm losreißen, und mich in eine Ferne von ihm stellen, als ob er mir ein Fremder wäre? Was hat der Vater mit mir vor, daß ich mich in seinen Willen fügen soll? Sage mir's, liebe Tante, wenn

Du's weißt." — „Nichts kann ich Dir sagen, weil ich nichts weiß. Im Kloster sollst Du nicht bleiben, eine Nonne sollst Du nicht werden, und Dein Vater hat die Absicht, Dich mit der Zeit zu verheirathen." — „Kann er die auch wider meinen Willen, wider meine Neigung durchsetzen?" — „Das will und wird er nicht," sagte die Tante. „Aber sey auf Deiner Hut, daß sich der böse Geist des Widerspruchs Deiner nicht bemächtigt, der ohne alle Gründe das darum nicht will, weil es Andere wollen. Die schönste Perle in der Krone kindlicher Tugenden ist der Gehorsam gegen die Eltern, der in dem Grade rühmlicher ist, je größere Opfer er erfordert. Meinst Du, daß es Dein Vater ist, der Dich unglücklich machen

will? Warum wolltest Du ihm nicht vertrauen? Du sollst in dieser Verbindung mit Carln nicht mehr bleiben, die unter euch, als ihr noch Kinder waret, Statt fand, und wäre das ein Unrecht, was Dein Vater begeht? Hat er's damit seinem Herzen verboten, daß Du ihn nicht mehr achten sollst? Verwirre Dich nicht selbst und fasse nicht Begriffe von Deinem Vater, die dem Danke, der Liebe, die Du ihm schuldig bist, Eintrag thun und Dich verstimmen."

Erst jetzt ging Josephinen im Innern ein Licht über das Verhältniß auf, in dem sie mit Lebrüne stand; erst jetzt gewannen für sie seine Worte, die er auf dem Zimmer mit ihr sprach, Sinn

und Bedeutung. Es stand klar vor ihrer Seele, daß ihre Wahl, wenn sie heirathen solle, nur auf diesen Jüngling fallen werde. Schrecklich war's ihr, daß der Vater nicht mit ihr übereinstimmte. Hatte er schon den Jüngling gewählt, den sie nicht kannte, welchem sie sich hingeben mußte? Sollte ihre Freiheit und Neigung gar nicht berücksichtigt werden? . . . Das Licht ihres glücklichen Klosterlebens erlosch, und alles kleidete sich in Trauerflor. Sie war mit dem Kampfe in ihrem Innern nicht verschwiegen und entdeckte auch Agathen ihr Geheimniß.

Liebevoll und mit sichtbarer Theilnahme ergriff diese ihre Hand und sagte: „Was ist es denn nun eigentlich, was

die Paradiese Deines Lebens, als sey Hagelwetter über sie eingebrochen, auf einmal so verödet hat und Dich in eine neue, noch peinlichere Traurigkeit versenkt? Vorstellungen, Phantasien, Hirngespinste, kein eigentliches Unglück und Mißgeschick. Schon im voraus verbitterst Du Dich gegen Deinen Vater, und hat er Dir ein Leid gethan? Du gelobst Dir eine unerschütterliche Festigkeit, die ohne Wanken auf dem Vorsatze und gefaßtem Entschlusse beharret, kann das nicht in kindischen Trotz ausarten und in eine Verblendung, die uns dem sichern Verderben überliefert? Josephine, Du hast den irdischen Sinn noch nicht überwältigt und verräthst es nur zu klar, wie schwach die Flamme des Himmlischen in Dir glüht. Eine

Feindin dieser Erde bin ich auch nicht, aber klein und mäßig sind meine Ansprüche an sie, und was sie mir versagt, wie ruhig lasse ich mir das gefallen. Sehr gebieterisch bezeichnest Du die Farbe, welche Deine Zukunft tragen soll, statt Du sie in die Hände des Allgütigen legen solltest, um es ihm voll Vertrauen zu überlassen, wie er sie gestalten will. Menschen sind Kinder, die sich bei der Wahl ihres Glücks durch Täuschungen irre führen lassen; Einer greift ins Mittel, der unser Schicksal anordnet, unsere Thorheit verbessert, und da heitere Tage schafft, wo wir nur finstere Nächte sehen. Wenn Du Deine Wünsche und Hoffnungen, Deine Neigungen und Deinen Willen nicht beherrschen lernest; wenn Religion und

Glaube in Dir nicht die Königin wird, die Dich regiert; wenn Du Dich den höhern Fügungen nicht hingiebst, an welche Klippen wirst Du noch stoßen, an denen mehr zertrümmert, als Deine Ruhe, Deine Gesundheit und Dein Leben. Es fällt mir gar nicht ein, den jungen Lebrüne zu tadeln, da ich ihn nicht kenne; aber kannst Du's verbürgen, daß Du nur mit ihm, und mit keinem andern Jünglinge, glücklich wirst? Soll denn der Vater sich kein Wörtchen erlauben dürfen, wenn die Tochter handeln will, und sich gehorsam fügen, wenn sie entscheidende Schritte thut? Würde das schwache Nachgeben der Eltern nicht schon mit harter Verantwortung und Reue bestraft? Hat der weise Widerspruch derselben gegen die Kinder,

ihnen nicht oft schon wohlgethan, wenn das thörichte Nachgeben sie ins Unglück stürzte? Du bist just so, wie tausend Mädchen sind; aber, ich rede ohne Verstellung, das ist die rechte Weise eines frommen Gemüthes nicht. Erhebe Dich, suche Deinen verlornen Frieden wieder zu gewinnen und besiege einen Gram und Kummer, der, ohne wahre Veranlassung, in Dir selbst entstanden ist. Wenn Du das willst, Du kannst es, so will ich das als einen Beweis Deiner Liebe zu mir schätzen."

Agathens ernste Vorstellungen hatten einen tiefen Eindruck auf Josephinen gemacht. Zwar suchte sie nun in ihrem äußern Wesen ruhiger, heiterer

zu scheinen; aber ein innerer Wurm nagte an ihrem Herzen fort.

In dieser Zeit war es, wo sich Manches zutrug, das ihr eine Gewißheit gab, welche sie niederschlug, statt sie aufzurichten, wodurch ihre Hoffnungen und Wünsche erschüttert und sie mit Furcht und Angst erfüllt wurde.

Der Brief, welchen der junge Lebrüne von seinem Vater empfing, in dem er ihn so nachdrücklich bat, sein Herz von Josephinen abzuziehen, der Hoffnung, je mit ihr verbunden zu werden, keinen Glauben mehr zu gestatten; in dem sogar die Rede von dem Gatten war, den Breton seiner Tochter bestimmt hatte, setzte sein gan-

zes inneres Wesen in einen gewaltigen Aufruhr. Er zürnte auf einen Vater, der die Neigung seines Kindes so wenig berücksichtigte; der ihn mit dieser strafenden, an Verachtung grenzenden Kälte behandelte; welcher ihn unwürdig erklärte, je der Gatte Josephinens werden zu können. Daß sie, als eine gute Beute, dem Herrn von Ameil überliefert werden sollte, das war es, was ihn noch schrecklicher erschütterte. Es ging ihm daraus klar hervor, daß Breton seine Tochter nur an einen Jüngling verhandeln wollte, welcher, wie es im Publiko hieß, einen der reichsten Edelleute in der Provinz zum Vater hatte. Von diesem jungen Ameil wußte er nur, daß er ein glänzendes, höchst verschwenderisches Leben führte,

und durch Ausschweifungen aller Art seine Gesundheit so zerstört hatte, daß er öfter kränkelte, seine leicht zerbrechliche Hütte durch künstliche Mittel erhielt, und die Menschen durch finstere Launen und Verdruß von sich scheuchte. Ein Jüngling war er eigentlich auch nicht mehr und hatte schon einige dreißig Jahre erreicht. Mehrere Liebschaften hatte er angeknüpft, zum Heirathen war's mit ihm noch nicht gekommen. Er behauptete den Grad eines der ältesten Majors, und an Talent, an Witz und Klugheit gebrach's ihm durchaus nicht.

Lebrüne rechnete darauf, daß Herr von Breton, wenn er von dem Major nähere Erkundigungen einzog, einem

solchen Manne seine Tochter nicht geben werde, und daß dieser selbst, wenn aus der Heirath Ernst werden sollte, sich veränderlich und wankelmüthig, wie er's mehr als einmal gethan hatte, zurückziehen werde.

Er schrieb an seine Eltern, daß es seinem Herzen so leicht nicht werde, sich von Josephinen loszusagen, und den Plan, sich mit ihr zu verheirathen, der in sein ganzes Leben verwebt sey, unmöglich aufgeben könne. Von einem Nebenbuhler, wie Ameil sey, ob auch Peru's Schätze sein Eigenthum wären, fürchte er am wenigsten. Einem Manne, der seinen Ruf vor der Welt befleckt hätte, der zum Lohne eines wüsten Lebens sich mit einem Körper

schleppe, der baldigen Zusammensturz drohe, werde Breton sein Kind nicht verheirathen. Auf das Wort, auf die Liebe Josephinens rechne er mit Gewißheit. Ihre Beharrlichkeit werde den widerspenstigen Vater endlich doch besiegen, den er öffentlich für seinen Freund erklären würde, wenn andere Rücksichten ihm das nicht verböten.

An Josephinen schrieb er mehrere zärtliche Briefe, in denen er Ameils mit keiner Sylbe erwähnte; als er aber auf keinen eine Antwort erhielt und gewiß glaubte, daß sie ihr vorenthalten würden, faßte er den Entschluß, selbst zu ihr nach dem Kloster hinzureisen, um sie zu sprechen, um sie in ihrer Liebe zu ihm zu bestärken und ihr seine

Treue bis in den Tod zu betheuern. Daß diese Reise dem Vater derselben verrathen werden könne, daß er ihn dadurch in einem höhern Grade zu seinem Feinde machen würde, das bezweifelte er nicht; aber seine Leidenschaft und Liebe trieb ihn fort, er war in eine Lage gerathen, die ihn nicht anders handeln ließ.

Zum Unglück für ihn war Josephine mit mehrern Nonnen nach einer nahe belegenen Meierei hingefahren, die dem Kloster gehörte. Sie lag in einer schönen, wald- und wiesenreichen Gegend, und man brachte dort, in der schönen Jahrszeit, manchen erwünschten Nachmittag zu. Er ließ sich bei der Nonne Clara, als ein durchreisender

Bekannter, melden, welche seinen Besuch annahm und, eines kleinen Uebelbefindens wegen, mit ihrer Schwester von der Spazierfahrt zurückblieb, indeß man Josephinen mit Agathen unbesorgt des Vergnügens in der Natur genießen ließ. Als Clara ihn erkannte und erblickte, fuhr sie erschrocken zusammen; statt ihn freundlich Willkommen zu heißen, drehte sie sich nach ihrer Schwester um und sagte mit erstickter Stimme: „Das ist der Herr von Lebrüne, ein Jugendfreund unserer Josephine.“ —

Die Tante schwieg eine Minute und war verlegen, was sie sagen sollte. Endlich sprach sie: „Seyn Sie so aufrichtig, wie wir's gegen Sie seyn wollen, und gestehen Sie's uns, welches

ist der eigentliche Zweck Ihrer Erscheinung in diesem Kloster?" — „Kein Anderer," erwiederte er, mit dreister Freimüthigkeit, „als der, daß ich Josephinen sehen und sprechen will. Wenn Sie das Verhältnrß kennen, in dem ich mit ihr stehe, so muß Sie's nicht befremden, daß ich mir die Antwort auf die Briefe selber holen will, die ich an sie schrieb. Warum sie keinen beantwortete, das ist mir räthselhaft." — „Ich kenne kein anderes Verhältniß zwischen Ihnen und Josephinen, als das der Jugendfreundschaft, und Sie selber nicht. Ihre Briefe mußten unbeantwortet bleiben, da der Inhalt derselben mit dem Plane, den der Vater mit seiner Tochter hat, nicht übereinstimmte. Suchen Sie bei ihm, was Sie von

dem Mädchen fordern und begnügen Sie sich mit dem Bescheide desselben. So viel Edelmuth muß ich Ihnen zutrauen, daß Sie es nicht darauf anlegen werden, zwischen der Tochter und ihrem Vater ein Mißverhältniß zu stiften. Wohin könnte das führen, wozu würde ihnen das dienen?"

Auf das, was ihm die ehrwürdige Tante sagte, gab Lebrüne keine Antwort. „Die Erlaubniß," sprach er im bittenden Tone und mit freundlicher Miene, „werden Sie mir doch nicht versagen, daß ich sie auf einige Minuten sehen und schrechen kann?" — „Sie ist nicht hier, sondern verreiset," erwiederte die Tanke, „und was ich thun würde, wenn sie auch hier wäre, ist:

ich würde sie vor Ihnen verborgen halten. Rechten Sie mit mir nicht, der Wortbrüchigkeit gegen Herrn von Breton darf ich mich nicht schuldig machen." — „Ist das auch verzeihlich, sich zum Werkzeuge väterlicher Ungerechtigkeit herzugeben? Müßten Sie nicht vielmehr der guten Sache ein gutes Wort reden, wenn Sie Josephinen lieben?" — „Ihre Vorwürfe schmerzen mich nicht," sagte die Tante, „da ich sie nicht verdiene, da ich die Quelle kenne, aus der sie kommen. Die Verantwortlichkeit, welche aus meinem Verhalten entstehen möchte, trifft mich nicht, ich thue nur, was ein Vater wollen kann, der ein unbeschränktes Recht hat, über das Schicksal seiner Tochter zu entscheiden, wenn er vernünftige Gründe aufzuwei-

sen vermag, auf welche sich's stützt. Ich bin hinaus über die Jahre, wo man sich durch die Leidenschaft und das Gefühl täuschen läßt, mit einer feurigen Jünglingsseele in einen Bund zu treten, um dem Vater einen Betrug zu spielen. Sie kennen meine Grundsätze, meine Pflicht; was wäre Ihnen sonst gefällig?" — „Nichts, nichts weiter," erwiederte Carl mit flammenden Augen und kochendem Herzen. Er empfahl sich und sagte: „Wenn sich Alles gegen meine Liebe verschworen hat, wenn ich nirgends Beistand und Theilnahme finde, so muß ich mir selbst zu helfen suchen, wie? das wird die Folge eindrücklich genug lehren."

Am Thore des Klosters begegnete

ihm ein Mensch, den er im Vorbei-
gehen fragte: „Die Nonnen sind ver-
reiset? Kann Er mir's nicht sagen, wo-
hin?“ — „Nach der Meierei, wie ge-
wöhnlich,“ antwortete der Mensch. —
„Liegt die weit von hier entfernt?“ —
„Eine halbe Stunde höchstens.“ —
„Dort ist meine Schwester,“ sagte Le-
brüne, „die ich hier zu finden glaubte.
Hier ist ein Thaler, wenn Er mich da-
hin führt . . .“ Um diesen Preis ging
der Bote gern mit ihm, neben dem
Pferde her, um dem verschwenderischen
Bezahler den nächsten Weg zu führen.
Auf einem großen, mit Bäumen um-
pflanzten Platze stand eine Tafel, um
die die Nonnen saßen. Carl gab dem
Führer sein Pferd zum Halten und sagte:

„Wenn ich wieder komme, zahle ich ein doppeltes Trinkgeld.“

Die Blicke aller Nonnen waren neugierig nach der Gegend hingerichtet, woher der Fremde mit fliegenden Schritten kam. Er hatte die Tafel lange noch nicht erreicht, als Josephine ihn erkannte und im ersten Augenblicke eines freudigen Staunens, eines ihr ganzes Herz erschütternden und von Entzücken bewegten Schrecks so laut rief, daß er's hören konnte: „Mein Carl, mein Carl!“ Keine Gewalt hätte sie zurückhalten können. Sie sprang von ihrem Sitze auf, flog mit ausgebreiteten Armen dem Jünglinge entgegen, der seine Schritte beeiligte, und Beide lagen einander in den Armen. „Was ist

das?" sprach die älteste Nonne, mit allen Zeichen der gereizten Mißbilligung, „soll durch fremde Personen unser Kloster in einen bösen Ruf kommen? Ist auf diesem heiligen Boden je eine solche That geschehen, die nur für die sündliche Welt gehört? Heilige Agnes, zerspalte die Erde, thue ein Wunder, rette unsere Ehre und verschlinge die Frevler! Ist das die liebenswürdige und trauernde Josephine, mit der man ein unverdientes Mitleid hat?"

Die heilige Agnes dachte menschlicher als die alte Nonne, in der alles Gefühl für zarte Jugendliebe erstorben war; die Erde blieb ungeöffnet und wurde für die beiden Menschen, die festliche Augenblicke des Wiedersehens

feierten, zu denen die reinen Engel lächelten, kein Grab. Aber, statt den Weg nach den Nonnen hinzunehmen, entfernte sich Carl mit Josephinen noch weiter von ihnen, als ob sie sich Geheimnisse zu sagen hätten, bei deren Mittheilung man gern aller Zeugen entübrigt ist.

Agathe, welcher Josephine anvertraut war, erholte sich zuerst von ihrem Staunen und ging mit raschen Schritten auf das Paar zu, um es wenigstens zu verhüten, wenn der fremde Ritter, den sie sogleich für den rechten Mann hielt, etwa gar eine Entführung im Sinne hatte und am hellen Tage bewirken wollte. Ehe sie aber die Liebenden erreichte, war das wichtigste

Kapitel ihrer Unterredung schon abgemacht. Carl hatte ihr gesagt, wie er auf vier seiner Briefe keine Antwort erhielt und sie erklärte, keine geschriebene Zeile von ihm erhalten zu haben. Man gab sich gegenseitig Liebesbetheurungen und stärkte sich auf harte Kämpfe, an denen es die Folgezeit, der launische Starrsinn des Vaters, nicht fehlen lassen werde."

„Aber," sagte Agathe, „Herr von Lebrüne, wie kommen Sie dazu, hier eine solche Verwirrung anzurichten!" — Als er die junge Nonne anblickte, meinte er, die Gestalt eines Engels zu sehen und sagte im bescheidenen Tone: „Das habe ich nicht ahnen können; ich habe es nicht gewollt; ich bitte um Ver-

zeihung. Da ich auf dem Kloster so hart beschieden wurde; da man mich Josephinen nicht sehen lassen wollte, die ich sehen mußte, welch ein anderes Mittel blieb mir übrig, meinen Zweck zu erreichen, als das, was ich wählte?" — „Können Sie's bei dem Vater verantworten, bei der Tochter selbst, daß Sie hieher kamen, die klösterliche Sitte verletzten und die allgemeine Mißbilligung der Nonnen erregten? Wissen Sie's nicht, daß Alles, was in der Welt gilt, aus unserm Beraum verbannt seyn muß? Josephine, wenn Du Dich, wenn Du das Andenken Deiner Mutter ehrst, so folge mir und verletze nicht sträflicher eine Ordnung, der Du im klösterlichen Verein unterworfen bist." — „Carl, ich muß mich von Dir schei-

den," sprach sie mit bebender Stimme und thränenvollen Augen, „so schwer mir diesmal der Gehorsam auch wird. Wir haben uns lange genug gesehen und gesprochen, um zu wissen, wie unsere Herzen gegen einander stehen. Halte mich nicht zurück, eile von mir, bete für mich, liebe mich . . ." Er gab ihr einen Kuß, drückte ihr die Hand, eilte nach seinem Pferde zurück und — jagte davon.

„Du bist nicht daran schuld," sagte Agathe zu Josephinen, die sich mehr als einmal umsah, um dem davon eilenden Geliebten nachzublicken, „daß der junge Mensch sich so weit vergaß und uns ein Aergerniß gegeben hat, was Dir die andern Nonnen schwerlich ver-

zeihen werden. Er hätte seiner Leidenschaft gebieten müssen. Zur Kenntniß Deines Vaters wird diese Scene wohl kommen, und Lebrüne hat sich selbst und Dir geschadet, daß er so unvorsichtig war. Meine liebe Josephine, entferne Dich bald aus dem Kloster, ich fürchte, man wird Dir hier keinen längern Aufenthalt gestatten. Dein Geist und Dein Herz paßt für jene religiöse Sammlung des Gemüths keineswegs, die die Erde nicht achtet, nach dem Ueberirdischen ringt, und sich im Anschauen einer höhern Welt nur selig fühlt. Auf das wellenvolle Meer des Lebens willst Du hinaus, wo das Schicksal den Nachen unseres Seyns auf- und niederschwanken läßt; wo Freuden und Leiden einander abwechselnd jagen.

Ich bitte Dich, widersprich nicht beleidigend, wenn man sich über Dich, als die nächste Veranlassung, beklagt, daß ein junger Abentheurer sich rühmt, er habe ein Mädchen im Angesichte einer Nonnenschaar geküßt." — „Liebe Agathe," erwiederte Josephine, „hättest Du mein Herz, in ihm meine Neigung, anders, wie ich, würdest Du auch nicht gehandelt haben. Böses habe ich nicht gethan, und kann ich dafür, wenn es Menschen so nennen und strafen? Sollte ich in der Nähe des Jünglings kalt und fühllos bleiben, in dem ich einem Bruder achte und liebe?"

Zürnend sagte die alte Nonne zu Josephinen: „Fräulein, warum folgten Sie dem jungen Herrn nicht? Für un-

sere Gesellschaft taugen Sie nicht länger. Die Schwester Clara, die sie hieher brachte, wird für ihre Fortschaffung sorgen. Heute noch melde ich der Aebtissin den Scandal und das Urtheil des Convents könnte ich ihnen jetzt schon bekannt machen. Muß ich in meinen alten Tagen noch Zeugin solch einer Frevelthat seyn? Das habe ich nicht verdient!"

Das Vergnügen der Nonnen war dahin, in der Gesellschaft herrschte eine mißmüthige Stimme und alle drangen darauf, nach dem Kloster zurückzueilen. Wäre die gütige Agathe nicht gewesen, Josephine hätte den Rückweg zu Fuße antreten müssen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich auf dem Kloster die Neuigkeit. Und es war noch nicht Abend, als Clara zur Aebtissin gerufen wurde, wo sie das Nonnesynnedrium versammelt fand, die aus den ihr bekannt gemachten Gründen einmüthig beschlossen, daß Josephine von hier und vier Tagen das Kloster räumen müsse. Sie konnte nichts dagegen einwenden, entschuldigte nur ihre Verwandte und nannte Lebrüne einen unbesonnenen, rücksichtslosen Menschen, der in der Verblendung vielleicht das Heiligste entweihen könne.

Mit rechtem Verdruß kehrte Clara aus dem Convent zurück, um Josephinen ihre Verweisung anzukündigen. Sie wunderte sich, als sie in der Zelle

so laut sprechen hörte und eine Männerstimme deutlich vernahm. „Ist das Lebrüne," schwor sie voll Unwillen in sich, „so soll und muß eine solche dreiste Frechheit bestraft werden." Als sie in die Thür trat, erblickte sie den Herrn von Breton, welcher sagte: „Du kannst es nicht leugnen, Lebrüne ist's gewesen, wie ein Toller jagte er vor meinem Wagen vorbei, ich erkannte ihn . . ." — „Ja, ja," sagte Clara, von innerm Zorn gegen ihn entbrannt und ohne alle Schonung, „es ist Lebrüne gewesen! Auf der Meierei war er! Josephinen hat er geküßt! Alle Nonnen, die zugegen waren, scheute er! Josephine muß in vier Tagen das Kloster meiden, das ist der Beschluß des Convents! Welchen Verdruß macht mir eine Verwandte!"

Wie in den Staub niedergebeugt, mit blasser Wange, vor sich hinblickend, stand Josephine da, wie eine Verurtheilte und ließ, voll innerer Ruhe, alle Ungewitter über sich ergehen. Endlich sagte sie: „Gott allein weiß es, daß ich unschuldig bin und leide! Habe ich Carln hergelockt? Konnte ich ihn zurückhalten? Ist's denn ein Verbrechen, was er beging?“ — „Willst Du ihn vertheidigen,“ stürmte der Vater „und meinen Zorn noch mehr reitzen? Er spottet meiner Warnungen und Bitten, dafür soll er mir büßen, der Unhold! Ein junges, unverständiges Mädchen so beschmeicheln und verführen zu wollen, das in sein Netz liefe, wenn es nicht gewarnt und nicht zurückgehalten würde! Bei dem Heiligsten betheure ich's Dir,

daß er nie, nie Dein Gatte werden kann! Ein Vater, der seine Tochter aufrichtig liebt, der ihr künftiges Glück fest zu gründen gedenkt, darf die Neigung ihres Herzens, welche ihr für die Folge verderblich werden kann, nicht berücksichtigen. Mag ich Dir auch jetzt hart scheinen, die kommenden Jahre werden Dich's lehren, daß ich gütig war und Deines Danks bin ich gewiß. Unter den waltenden Umständen kann ich Dich keinen Tag länger im Kloster lassen, Du bedarfst gegen die Anfälle eines Unbesonnenen, der in der Leidenschaft seine Schritte nicht mißt, eines Dich beschützenden Schildes. Packe Deine Sachen ein, wenn's möglich ist, reisen wir in dieser Stunde noch nach Vevée ab."

„Vater,“ sprach Josephine, „ich muß folgen, wohin Sie mich führen, ich muß gehorchen, wenn mir auch das Herz blutet . . . .“ Ihre Wangen wurden immer bleicher und die Thränen rollten von denselben herab. „Vater,“ bat sie, „nur die Erlaubniß, von meinen lieben Agathe Ameil Abschied nehmen zu dürfen, verstatten Sie mir. Sie hat meinen Aufenthalt im Kloster erheitert, sie blieb mir mit ihrer Liebe treu, da mich die andern Nonnen, als sey ich eine verdammliche Sünderin, von sich stießen . . .“ Der Vater hielt sie nicht zurück und sie eilte zu ihrer Freundin, um ihr zu danken und sich ihrem Andenken zu empfehlen.

„Wer ist denn diese Ameil,“ fragte

Breton mit großen Augen. „Clärchen, ist etwa der reiche Herr von Ameil auf Verton ihr Anverwandter?" — „Ja wohl," erwiederte sie, der ist der Bruder ihres verstorbenen Vaters." — „Es wird der armen Josephine doch hart ankommen, wenn sie in Vevée so einsam leben soll. Ob sich die junge Nonne wohl entschließen möchte, meine Tochter zu begleiten und einige Monate ihre Gesellschafterin zu seyn?" — „Sogleich reist sie gewiß nicht mit, später läßt sie sich vielleicht zu einem Besuch überreden," sagte Clara.

Mit verweinten Augen kam Josephine zurück und Agathe begleitete sie. Nach den ersten Begrüßungen sagte Breton zu ihr: „Wie ich eben von

meiner Tante gehört habe, sind Sie ein Fräulein von Ameil. Ihr Onkel auf Verton ist mein sehr lieber Freund. Bald wird er mich besuchen. Meine Tochter rühmt sich ihrer Liebe. Möchten Sie meiner Einladung folgen und nach Vevée mit ihr reisen! Ihren Onkel sollen Sie dann auch bald sehen." — Agathe machte eine Verbeugung und entgegnete, daß sie das Kloster und ihren Dienst, so ohne alle getroffene Vorbereitung, nicht verlassen könne. Später werde sie von dem gütigen Anerbieten gewiß Gebrauch machen. Sie trug Breton viele Grüße an den Onkel auf.

„Sie wissen es," sagte Breton zu Agathen, „warum meine Tochter das

Kloster, wie eine Verstoßene, so schnell verlassen muß. Väterlich und gütig will ich ihr verzeihen; aber, ich darf's auch von ihr hoffen, daß sie einem Jünglinge entsagt, der den Anfang seiner Liebe mit ihr durch unverzeihliche Verrücktheiten bezeichnet. Bin ich hart und ungerecht gegen meine Tochter?" — „Ein Vater soll das nie seyn," erwiederte Agathe, „und Sie haben ja nur ein Kind. Gewiß, sie leidet im Innern, die liebe Josephine, und bedarf der Schonung gar sehr."

Der Wagen hielt angespannt vor der Thür, laut weinend trennte sich Josephine von ihren Tanten und Agathen. „Beruhige Dich, liebe Josephine," sagte Clara, „bald komme ich mit der Schwe-

ster Agathe nach Vevée und recht lange bleiben wir bei Dir."

Das arme, unglückliche Mädchen war seiner nicht mächtig, Schmerz, Gram und Furcht überwältigten es. Der Vater hatte es feierlich erklärt, daß sie sich von Carl Lebrüne auf immer scheiden müsse, ohne doch einen Grund seines Widerwillens gegen den Jüngling anzugeben. Eine schaudervolle, finstere Zukunft schwebte ihr vor. Sollte sie ihrer Neigung folgen, sollte sie sich der Pflicht, welche der Vater ihr, als den gehässigsten Zwang auflegte, folgen? Es kämpfte in ihr fort, sie wußte nicht, was sie thun sollte.

Fünfte Scene.

Die Verlobung.

Das heftige Ungewitter des väterlichen Zorns war vorüber, als er einige Stunden mit Josephinen vom Kloster entfernt war. Die Sonne seiner Freundlichkeit und eines väterlichen Wohlwollens ging ihr auf. Diese schnelle Verwandelung konnte sie sich kaum deuten, eigentlich verstand sie sie nicht. Breton selbst erkannte es leicht, daß er, auf dem Wege eines rauhen Ernstes,

Josephinen nur von sich scheuchen werde, er spielte die Rolle des verzeihenden, nachsichtsvollen Vaters, der ein Unrecht in der Hoffnung vergiebt, das Kind, welches fehlt, werde sich bessern. Er wollte sie an sich ziehen, sie zum Danke verpflichten, um nachdrucksvoller auf ihre Erkenntlichkeit und ihren Gehorsam wirken zu können.

Als Josephine mit ihrem Vater in Vevée angekommen war, ging sie sogleich nach dem Grabe der Mutter hin, um daselbst zu beten und zu weinen. „Stärke mich, seliger Geist," sprach sie in ihrem Innern, „daß ich würdig und geduldig leide, wenn schwere Prüfungen über mich ergehen. Erhebe mich zu Deinem Lichte, zu Deinem

Troste, wenn irdischer Schmerz mich niederschlägt. Laß mich, um des Himmels willen, um der Hoffnung willen, Dich, Verklärte, wieder zu sehen, mich selbst bekämpfen, daß ich die unverwelkliche Krone einer bessern Welt nicht verliere. Wie Du, so will auch ich, fromm und der Vorsicht vertrauend, die dunkeln Wege gehen, die mich das Schicksal führt, bis mir der Glanz aufgeht, der mich die weise Vaterhand sehen läßt, welche die Thränen von den Wangen der Weinenden abtrocknet."

Als sie von der Gruft zurückkam, ging sie auf das Zimmer, wo das getroffene Bild ihrer Mutter hing. Sie war im Anschauen desselben verloren und Gedanken und Empfindungen be-

wegten sich in ihr, die sie an die Wirklichkeit nicht mehr denken ließen, als sie durch die Erscheinung des Vaters, der neben ihr stand, plötzlich aus den süßen und bittern Träumen geweckt wurde. Er faßte sie bei der Hand, blickte sie mit freundlicher Miene an und sagte: „Wie ein Heiligthum verehre ich diese Stube, weil hier Deine Mutter am meisten und liebsten lebte. Die köstliche Aussicht in die weite Gegend, die wie ein schönes Naturgemälde vor den Blicken liegt, machte ihr diese Stube zur liebsten im Schlosse. Möchtest Du auch wohl hier wohnen?" — „Wie gern," sagte Josephine, im bittenden Tone. — „Wohlan, so betrachte sie von heute an, als Dein ungestöhrtes Eigenthum. O! könnte ich nur alles thun, um

Dich aufzuheitern, Dich zu beruhigen, Deine Einsamkeit zu verschönen! Wenn die That meinen Wünschen nicht entspricht; so wirst Du den guten Willen ehren. Ach! meine gute Tochter, Du würdest mich nicht verkennen, wenn Du in meinen Innern lesen könntest. Hart scheine ich nur, aber nur gütig kann ich gegen Dich seyn! Dich, mein Einziges, mein Theurstes in der Welt, sollte ich nicht lieben? An Deinem Unglücke arbeiten? Dir gerechte Ursache zu Klagen und Beschwerden geben? Was ich Deiner Mutter, wenige Stunden vor ihrem Hinüberschlummern ins bessere Leben, gelobte, Dein Bestes zu besorgen, das hat bei mir die Gültigkeit eines Eides, der, ohne die größte Versündigung, nicht gebrochen werden kann . . ." Ge-

rührt und schweigend fiel Josephine dem Vater in die Arme. Er verließ sie.

Nach einer Stunde kam er wieder zu ihr und der alte Albert folgte ihm nach. Er schenkte seiner Tochter alle Kostbarkeiten, die ihre Mutter von ihrem Vater zum Brautschatz erhielt und die er ihr selber geschenkt hatte. Der Diener trug Bücher und Briefe, welche der Mutter gehörten. Die letztern enthielten die Correspondenz, welche er einst mit seiner Gattin unterhielt. Dies waren Josephinen sehr theure Geschenke, wofür sie dem Vater herzlich dankte. In mehrern Wochen, wo er die Liebe und Güte gegen sie selbst war; wo er mit ihr die Nachbarschaft besuchte und alles, alles aufbot, was sie auf-

richten konnte, was sie als Zeichen seines Wohlwollens achten mußte, neigte sie sich immer mehr zu ihm hin, wurde sie offener und vertraulicher gegen ihn. Von Lebrünes sprach er kein Wort.

Da der Vater an einem Abend mit ihr von einer Spazierfahrt zurückkam, war er sehr verwundert, als er das Wohnzimmer im Schlosse hell erleuchtet fand. Zu seinem Schreck kam ihm der alte Lebrüne vor die Thür entgegen und sagte: „Ich muß es selbst hören, ob Du mein Freund oder mein Feind bist. In einem zweifelhaften Verhältniß, in dem man nicht weiß, ob es kalt oder warm ist, mag ich mit keinem Menschen, am wenigsten mit Dir, leben. Du lebst hier, lässest nichts von

Dir sehen und hören, als ob Dir auf dem Wege zu mir ein unübersteigliches Meer vorgezogen wäre." — „Sey mir herzlich willkommen, lieber Lebrüne," sagte Breton, indem er seinen Freund umarmte, „ich habe gewichtvolle Worte mit Dir zu reden . . ." Im Zimmer selbst war Antonie mit ihrer Mutter, welche Breton begrüßten und Josephinen umarmten und küßten. „Ach! wie lieb ist mir's," sagte Antonie, „daß Du keine Nonne geworden bist, ich fürchtete schmerzlich, Dich aus meiner Nähe zu verlieren. Du kehrst doch nicht wieder ins Kloster zurück?"

Statt Josephinen nahm der Herr von Breton das Wort und sagte mit düsterer Miene: „Dafür hat Dein Bru-

der gesorgt, Antonie, daß sie dahin nicht wieder kommen darf und ich weiß es ihm schlechten Dank.“ — „Wie so, mein Carl, mein Carl?“ fragte Lebrüne verlegen. — „Nicht einmal das Klosterrecht hat er respektirt, kömmt zu St. Agnes an, küßt Josephinen vor allen Nonnen, betheuert ihr seine Liebe und jagt, wie ein Sinnloser, wieder davon. Kann mir das gleichgültig seyn? Wie leicht ist der gute Ruf eines Mädchens gefährdet! Ist sie denn seine erklärte Braut? Soll sie denn je seine Gattin werden? Kannst Du ein solches Betragen billigen, wenn sich's ein Jüngling gegen Deine Tochter erlaubte? Daß er so gegen mich handelt, ist fast unverzeihlich. Wahrlich, er legt

es darauf an, die Bande unserer Freundschaft zu zerstoren."

Lebrüne schwieg eine Weile und erklärte dann seine Mißbilligung mit dem Betragen seines Sohnes. Er bat Breton, den unbesonnenen Streich seinem Sohne zu verzeihen und sagte: „Du weißt's ja, die Jugend handelt oft ohne Vernunft und die Leidenschaft durchstreicht die Berechnungen des Verstandes. Kann Carl Dein Schwiegersohn nicht werden, ich werbe nicht für ihn; so soll er das von mir erfahren. Den kleinsten Verdruß sollst Du nicht von ihm haben. Sein Herz ist kindlich, edel und, mit den größten Aufopferungen wird er dem Rathe seines Vaters folgen. Er ehrt und liebt Josephinen

in einem zu hohen Grade, als daß er ihr einen trüben Augenblick machen und das glückliche Verhältniß zwischen dem Vater und der Tochter stöhren sollte. Das betheure ich Dir in seinem Namen." — „Wohlan, so sage ihm, daß ich ihn nur dann achten und lieben kann, wenn er sich vor einem Jahre meinem Schlosse nicht naht; wenn er jede Verbindung mit Josephinen aufgiebt; wenn er mir fernern Verdruß erspart. Und nun kein Wort von der Sache mehr. Wir bleiben Freunde, wenn es Vorsicht und Klugheit auch nicht zuläßt, daß ich Dich so oft besuche, als es mein Herz möchte."

Diese ganze Unterredung hatte Josephine gehört, jedes Wort des Vaters

zerriß ihr das Herz, sie entfernte sich mit der Madame Lebrüne und ihrer Tochter aus dem Zimmer und Breton rief nach: „Gnädige Frau, ich mache es Ihnen zur Pflicht, daß Sie meine liebe Josephine belehren, was sie einem Vater schuldig ist, der keinen andern Wunsch, kein anderes Ziel hat, als ihr Glück."

Jetzt, als Josephine mit ihren Freundinnen allein war, machte sie ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft. Die Lebrüne ergriff sie bei der Hand und sprach: „Fürwahr, ich müßte meinen gewiß fürtrefflichen Sohn nicht lieben, wenn Deine Liebe zu ihm mich nicht rührte, wenn sie mich mit Deinem Herzen

nicht noch inniger verbände. Ja, ich fühle es deutlich, daß der edle Mensch Deiner ganz würdig ist. Wie fest ist das Band, das Gott und Natur um eure Herzen geschlungen hat! Ach! mein geliebtes Kind, in welch einem andern Tone würde ich mit Dir reden können, wenn Deine Mutter noch lebte, als der ist, in dem ich nun mit Dir reden muß! Bei Deiner Liebe zu ihr, bei der Hoffnung, die Du hast, die Selige einst wiederzusehn, bei Deinem Glücke und bei meiner Ruhe beschwöre ich Dich, suche den Gedanken aus Deiner Seele zu verbannen, je mit meinem Carl verbunden zu werden. Daß Du mit Wohlwollen an ihn denkst, das kann Dir keine Welt wehren. Gewiß giebt er den liebsten Wunsch seines Herzens

auf, wenn er sich überzeugt, daß er ihn, ohne heilige Pflichten zu verletzen, nicht erfüllen kann. In seinem Namen betheure ich's Dir, daß er nur mit Zustimmung Deines Vaters Dir die Hand zum ewigen Bunde reicht. Wie sehr aber Dein Vater dawider ist, das weißt Du. Ihm gehorche, ihm unterwirf Dich ganz! Du müßtest das gute Kind nicht seyn, wenn Du das nicht über Dich vermöchtest. Ein Weiser lenkt unser Geschick, über die Dornen des Schmerzes führt er das fromme, gläubige Gemüth in die Paradiese der Freude. Widerstrebst Du seiner Führung; so willst Du Dein eigenes Beste nicht. Auch durch Deinen Vater will er Dir Gutes erweisen, er wird es ... Hoffe, glaube, folge ..." — „Ich

will es," erwiederte Josephine; „aber die Kraft dazu muß mir vom Himmel kommen, ich bin zu schwach dazu! O! mein Carl, mein Leben!"

Sie mußte schweigen, als Breton und Lebrüne ins Zimmer traten. „Wird meine liebe Josephine in ihrem Gemüthe nicht ruhiger," fragte Herr von Breton die Madame Lebrüne, „lernt sie ihr Leid nicht gefaßter ertragen?" — „Wenn sie nur erst so stark wäre," erwiederte die Lebrüne, „sich über die Liebe zu Carln zu erheben, ihn, wo möglich, zu vergessen, sich in den väterlichen Willen zu fügen, der es nur gütig mit seinem Kinde meinen kann. Das hat sie versprochen. Wenn sie die Stimmung ihres Herzens nicht sogleich

ändern, wenn sie nicht plötzlich einer süßen Gewohnheit entsagen kann, die gleichsam mit allen Zweigen und Ranken in ihr Leben verschlungen ist, dann haben sie Geduld mit ihr. Die Natur läßt sich mit leichten Kämpfen nicht überwältigen. Das aber glaube ich Ihnen im Namen meines Gatten betheuren zu können, unser Sohn, der Sie achtet, wie Ihre Tochter liebt, wird Ihren Planen, die Sie sonst mit ihr haben, nie feindlich entgegen streben. Ob Sie's aber nie gereuen wird, dies Paar von einander gerissen zu haben, das, nach menschlichem Glauben, für einander zu gehören scheint, das wollen wir abwarten, ich wünsche es nicht." — „Nun ja," antwortete Breton, „wir wollen es abwarten. Ein Jeder ist

für die That, die vollzieht, für seine Person verantwortlich."

Breton war übrigens mit seinen Freunden zufrieden, die ihm, ohne daß Josephine eine Sylbe davon hörte, das Versprechen gaben, durchaus dahin zu wirken, daß ihr Sohn alle Verbindung mit Josephinen aufgab, daß er sich von ihr entfernt hielt und vor ihrer Verheirathung nicht nach Vevée kam. Er ehrte die Liebe und Güte seiner Freunde sehr hoch. Antonie trug auch Alles dazu bei, um Josephinen zu überzeugen, daß es für sie besser und gerathener sey, so schwer es ihr auch würde, dem Vater mit ihrer Neigung nicht entgegen zu streben."

Herr von Lebrüne hatte nichts eiliger, als er in seiner Wohnung angekommen war, als daß er an seinen Sohn schrieb und ihn so herzlich, als väterlich bat, jeden Gedanken, je mit Josephinen in eine eheliche Verbindung zu treten, aufzugeben. Die Mutter schrieb auch und stellte es ihm als eine heilige Pflicht dar, die Ruhe Bretons, das Glück Josephinens durch die leiseste Bewegung nicht zu stöhren und das Ganze, als eine gewiß weise Fügung des Himmels zu achten, der ihm dadurch, daß er mit dem Mädchen nicht verbunden werde, gewiß mit vielen unvorhergesehenen Leiden verschonen wolle."

Nach Verlauf einer Woche antwor-

tete Carl seinen Eltern, daß er mit seiner Neigung, wie ein Verzweifelter, gekämpft, aber den Sieg davon getragen habe. Noch sey er aber bereit, für Josephinens Glück sein Leben selbst zu opfern. Bis zu seinem letzten Athemzuge werde er für sie eine liebende Neigung in seinem Herzen tragen. Diesem edeln, herrlichen Geschöpfe wünsche er das beste Loos."

An Herrn von Breton hatte er auch geschrieben und der Brief enthielt auch folgende Stellen: „Fürwahr, ich weiß es nicht, warum Sie mich nicht würdig achten, daß Sie mir Josevhinens Hand versagen. Wenn es nur eine einzige unsittliche Handlung ist, die Sie mir zeihen können, so will ich mich be-

ruhigen, und glauben, daß ich nicht werth bin, der Gatte eines solchen Mädchens zu werden. Reichthum, der mir fehlt, kann unmöglich die Ursache seyn, die Sie bewegt, einer Verbindung Ihrer Tochter mit mir zu widerstreben, als ob der Mangel des Geldes das größte Unglück wäre. Sie wollen es, und ich entsage, im Angesichte Gottes, Ihrer Tochter. Mag mein Herz bluten und sich verbluten. Sagen Sie's ihr, daß ich sie nie, nie wieder sehen will. Ewig, ewig bleibt sie allein der Gegenstand meiner Liebe, und das wird mir ein gerechter und heiliger Gott nicht zur Sünde anrechnen, der diese Neigung so unvertilgbar in mein Herz gepflanzt hat. Ferner werde ich den Vater eines Mädchens achten, das durch mich ge-

wiß glücklich geworden wäre, dessen Widerwillen ich nicht verdient habe, dessen Handlungsweise mir, je länger ich darüber nachdenke, immer unbegreiflicher wird. Möge es Ihnen nie theurer zu stehen kommen, daß Sie mich so von sich wiesen ꝛc."

Als Breton den Brief empfangen hatte, ging er zu seiner Tochter hin, und lies sie die Zeile in demselben lesen: „Sagen Sie ihr, daß ich sie nie, nie wieder sehen will." Ein Strom von Thränen floß augenblicklich über ihre Wangen und sie sprach: „Ach! welche ungerechten, grausamen Mittel mag man angewandt haben, um ihn zu diesem Ausspruche zu zwingen!" — „Das weiß ich nicht, die kenne ich nicht," er-

wiederte Breton, „und, bei meiner Seligkeit betheure ich's Dir, daß ich keine Zeile an ihn schrieb. Das, was seine Eltern in dieser Hinsicht thaten, haben sie mir nicht offenbart. Aber erkenne, beherzige es, welch ein gehorsamer Sohn er ist! Willst Du Dich nicht auch überwinden und mir durch Deine Folgsamkeit Freude machen? Möchtest Du ihn nur in diesem Punkte zu Deinem Muster wählen! Du siehst, was der Mensch vermag, wenn es ihm mit der Erfüllung der heiligsten Pflicht ein Ernst ist! Wie können gute Kinder ihren Eltern würdiger danken, als er es thut!"

Es war Josephinen nicht gleichgültig, daß sich Carl so schnell von ihr

lossagte, und sie konnte es durchaus nicht mehr glauben, daß er sie so geliebt hatte, wie sie ihn liebte. Ihre Empfindlichkeit fühlte sich beleidigt. Nicht ohne geheimen Unmuth konnte sie an ihn denken. Wirklich that der entscheidende Schritt Carls ihrer Neigung zu ihm großen Abbruch. Keine Entschuldigung, keinen Grund hatte er ihr gemeldet, weshalb er das Verhältniß so plötzlich auflöste. Nicht mit ihr, mit dem Vater machte er eine Sache ab, die die wichtigste ihres Lebens war. Sie zürnte und that nun Alles, den zu vergessen, der nichts duldete, wagte, hoffte und glaubte, um ihr Gatte zu werden. Nicht mehr erschien er ihr, als der beherzte, muthige Jüngling, der für ein theures Erdengut selbst in den

Tod zu geben bereit ist. Wie ein Verzagter hatte er sie dem ersten, besten Feinde, als eine Beute hingegeben, ohne eine Miene zum Gegenstreite zu machen. Sie überzeugte sich völlig, daß sie den höchsten Rang in seinem Herzen nicht behauptete. Einer solchen Liebe, wie sie für ihn in der Brust trug, achtete sie ihn nicht mehr werth. Hatte es der Vater voraus gesehen, hatte er's gewußt, daß auf Carls Beständigkeit nicht zu bauen war? Sie fing schon an, seine scheinbare Härte zu entschuldigen und ihn zu rechtfertigen. Ja, sie hielt es für Pflicht, sich mit kindlicherm Wohlwollen zu ihm hinzuneigen. Jetzt war sie in der Stimmung, sich gehorsam in den Willen desselben zu fügen, wenn der Jüng-

ling, den er ihr zum Gatten bestimmte, ihrem Gefühl, ihrer Neigung und Liebe nur nicht zuwider war, als ob sie das Unrecht, was sie von Carl erlitten hatte, rächen müsse.

Herr von Breton wurde die Veränderung, welche mit seiner Tochter gegen den jungen Lebrüne vorgegangen war, nur zu bald inne. Sie sprach von ihm, als von einem Wankelmüthigen und nannte seinen Gehorsam gegen die Eltern Feigheit und Unbeständigkeit. Sie betheuerte, daß auch sie ihn nicht wieder zu sehen wünsche, daß sein Betragen sie beleidige, und daß die Betheurungen seiner Treue nur leerer Wortschall gewesen wären. Der Vater rieth ihr sogar, schonend gegen den

Jüngling zu seyn, ihn nicht zu verdammen, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und sagte mit geheimnißvoller Miene; die noch mehr ahnen ließ: „Ein Punkt war's, der mir's unmöglich machte, Dich mit Carln zu vermählen. Jetzt noch will ich ihn Dir verschweigen. Alles, was ich bisher wider Dein Verhältniß mit ihm that, weshalb ich von Dir so sehr verkannt wurde, wirst Du dann ganz anders finden, wenn ich Dir dies Geheimniß werde entdeckt haben." Liebreicher, gütiger als je, war der Vater jetzt gegen seine Tochter, sie neigte sich mehr zu ihm hin und ihr Herz wurde gegen ihn liebender und offener. Klug und vorsichtig wußte er's dahin zu bringen, daß Lebrüne's nicht nach Vevée kamen, und Josephine ließ

sich einbilden, daß man sie für die Ursache der Spannung hielt. Aller schriftliche Verkehr mit Antonien war abgebrochen.

Clara und Agathe trugen ebenfalls dazu bei, daß Breton über den jungen Lebrüne vollständig siegte. Er schickte, auf Josephinens Bitten, seine kostbarste Equipage nach dem Kloster St. Agnes, um die beiden Nonnen nach Vevée abholen zu lassen. Sie hatte an Beide geschrieben und in einem Rückschreiben bestimmten sie den Tag ihrer Abreise. Breton setzte sich gegen Abend mit Josephinen in einen leichten Wagen und fuhr den willkommenen Gästen entgegen. Ihr Gemüth war heiter gestimmt und ihr Herz voll fröhlicher Hoffnung,

die theuern Freundinnen, besonders die unvergleichliche Agathe, zu umarmen.

Wie freute sie sich, als sie Agathen in ihren Armen hatte! Bald aber überzog eine Trauerwolke ihre Miene, indem sie sagte: „Denke Dir, der Jüngling, welcher im Feuer einer unbedachtsamen Liebe daran schuld war, daß ich das Kloster meiden mußte, dem ich mit allen Entzückungen der Zärtlichkeit entgegen flog, als ob mir ein Engel erschiene, hat an meinen Vater geschrieben, daß er mich nie wieder sehen will. Wie bald und leicht hat er mich aufgegeben! Das soll Gehorsam gegen den Willen der Eltern seyn? Können Eltern solche Opfer von den Kindern fordern? Wer so unbetrübt und leicht von uns

geht, den können wir auch ohne Gram scheiden sehen. Der Vater hat es mit mir gut gemeint, davon überzeuge ich mich jetzt schon." — „Glückliche Josephine," sagte Agathe, „daß der Himmel Dich mit einem so kleinen Schaden belehrte, wie ein Glück in der Einbildung nicht immer das wahre ist. Unsere Neigungen verführen den Verstand und leiten uns nur zu oft von dem Pfade ab, der zum rechten Ziele führt! Viel hast Du gewonnen, wenn Dein Herz ruhiger schlägt! Ach! Du hattest Dich mit Deinem Gefühl viel zu weit in das Zeitliche verloren und Dich dem Himmel, wohin der Blick des Menschen unverwandt gerichtet seyn soll, entfremdet und entfernt. Du sollst zu ihm zurückkehren. Herr von Breton, nun haben

Sie Ihre Tochter ganz wieder, und gewiß, für ein Vaterherz ist das keine geringe Freude.“ — „Die größte meines Lebens, welche den Schmerz, den ich trage, unglaublich erleichtert,“ sagte er.

Alle setzten sich in einen Wagen und fuhren nach Vevée hin, wo das Kostbarste für die Gäste bereitet war.

Nach wenigen Tagen wünschte Agathe, ihren Onkel zu sehen. „Er würde es mir nicht verzeihen, und ich könnte es mir selber nicht vergeben,“ sagte sie, „wenn ich die Gegend verließe, ohne ihn besucht zu haben, da er nur einige Meilen von hier entfernt wohnt. Der Major, sein Sohn, ist auf Urlaub bei

ihm, den ich auch gern sehen möchte."
— „Wir reisen Alle dahin," sagte Breton. „Ich sende einen Boten ab, der uns anmeldet." In dem Brief an den Herrn von Ameil schrieb er auch diese Zeilen: „Es vereinigt sich Alles, um unsere Wünsche zu krönen. Josephine entfernt sich mit ihrem Herzen immer weiter von Lebrüne. Rathe Deinem Sohne Vorsicht und langsamen Gang in ihrer Nähe an. Nicht überwältigen läßt sie sich und muß, ohne daß sie es ahnet, in das Netz der Liebe verwickelt werden. Die rechte Weise, da er sie schon längst im Stillen geliebt hat, sie zu fesseln, wird er selber finden. Sie muß, ohne fremde Zumischung, frei zu wählen glauben; da, wo der Zwang ihr merklich wird, fängt sie an, sich zu

sträuben und zu widerstreben. Keinen Augenblick zweifle ich, daß unsere Kinder glücklich werden. Agathe Ameil wird uns begleiten, die ist hier rc."

Josephine hatte diesmal keinen Grund, weshalb sie in Vevée zurückblieb und ihre Freunde allein nach Verton reisen ließ. Sie war auch in der Gesellschaft der schönen frommen Agathe, in welcher sie die zärtlichste Schwester gefunden hatte, von ganzem Herzen gern.

Ihr Vater las ihr und den beiden Nonnen das Antwortschreiben vor, das er von dem Herrn von Ameil empfangen hatte, in welchem dieser ausdrücklich sagte: „Bring ja Deine fürtreffliche

Josephine mit. Es würde uns sehr viel zu unserer Freude fehlen, wenn sie zurückbliebe. Wie lange habe ich sie nicht gesehen und welch ein Vergnügen war's immer für mich, mit ihr zu scherzen, als sie noch ein Kind war."

Ehe Breton mit den Seinen das Schloß Verton erreicht hatte und in ein kleines Birkenwäldchen fahren wollte, kam der Major von Ameil, in der glänzendsten Uniform, auf dem schönsten Engländer aus dem Gebüsch gesprengt. Ein reichgekleideter Bediente auf einem schönen Pferde folgte, in einiger Entfernung, seinem Herrn nach. „Leben wir in den Zeiten der Ritter und Fehden?" sagte er mit freundlicher Miene, als er neben dem Wagen hielt. „Herr

von Breton; Sie würden mit mir um die Damen in einen schweren Kampf gerathen. Doch, seyn Sie Alle recht freundlich willkommen! Ich war des Wartens auf dem Schlosse müde, kam Ihnen entgegen, wie man es erwünschten Gästen zu thun pflegt."

Er reichte Agathen die Hand und sprach: „Liebe, fromme Agathe! der heutige Tag, wo ich Dich nach langer Trennung wieder sehe, ist mir so wichtig, daß ich ihn in mein Tagebuch schreiben werde. Könnte ich böse seyn.. aber nein, so würde ich mit Dir zürnen, daß Du meinen letzten Brief nicht beantwortet hast. Mir geht's sonderbar, daß ich nun, da ich Dich sehe, kein unsanftes Wort sprechen kann,

worauf ich mich recht studirt habe.“ Agathe reichte ihm die Hand und er sagte: „Friede und Freundschaft, so lange wir leben . . .“ Er richtete seinen Blick insbesondere auf Josephinen und ein inneres Gefühl sagte ihm, daß sie weit schöner sey, als er sie sich dachte. Ihr Vermögen hinzugerechnet, erschien sie ihm als ein Mädchen, nach dem das Netz der Liebe auszuwerfen, sich belohnt. Einige schmeichelnde Artigkeiten sagte er auch zu ihr und sprach dann: „Mein Vater, der Sie mit so vieler Sehnsucht erwartet, würde es auch sehr übel nehmen, wenn ich den Wagen länger anhielte, die andern Gäste sind gewiß schon in Verton angekommen. Kutscher, vorwärts!“

Der Major hatte ein heiteres Auge, rothe Wangen, von denen es zweifelhaft stand, ob sie das Produkt der Kunst, oder der Natur waren, viel Liebliches in dem Tone seiner Sprache und, das starke, kernhaft Ritterliche abgerechnet, eine schöne Mannsfigur. Er saß, wie mit dem Pferde zusammengegossen, wußte es zu tummeln und flog, mit einem Abschiedsgruß, schnell wie ein Vogel voraus, als er noch einige tausend Schritte von dem väterlichen Schlosse entfernt war. Einen ungünstigen Eindruck hatte er keineswegs auf Josephinen gemacht; Alles, was sie an ihm sah, was sie ihn reden hörte, trug das Gepräge einer seinem Stande angemessenen Sittenbildung, zeigte von Wohlhabenheit und Reichthum. Er hatte auch ein Gesicht,

das so Manchen um mehrere Jahre jünger lügt und er erschien ihr als ein Jüngling in seinen besten Jahren. Der Vater sagte von ihm: „Wie freundlich und gütig ist doch der Major, daß er uns eine so weite Strecke entgegen kam! Er zeichnet sich, als Militair, durch Verstand und feine, wahre Bildung sehr aus! Welche Freude kann der Vater an diesem Sohne noch erleben, der auf seiner Laufbahn schon auf einem solchen Ehrengrade steht! Einen Sohn, wie diesen, wünschte ich mir wohl." — „Das verdenke ich Ihnen nicht," fiel ihm Agathe ins Wort und setzte sehr naiv hinzu, ohne daß sie den Sinn ihrer Worte bedachte: „Wer eine schöne Tochter hat, dem wird es nicht schwer, zu einem solchen Sohne

zu kommen . . ." Josephine erröthete. Der Vater sagte: „Das hängt von mir allein nicht ab, da führt meine Tochter das entscheidende Wort. Wäre sie nur eines Sinnes mit mir . . ." Wie ein Blitzstrahl fuhr ihr der Gedanke an Carl durch die Seele, sie schlug die Augen nieder und fühlte das heftige Klopfen ihres Herzens.

Als der Wagen vor dem Schlosse vorfuhr, war es der Major, welcher die Damen aussteigen half. Josephinen und Agathen reichte er seinen Arm, sprach freundliche, schmeichelnde Worte mit ihnen und führte sie in den Saal, wo die Gäste zusammen waren. Herr von Ameil war in der Wahl der Gesellschaft so artig und umsichtig gewesen,

daß er nur Bretons Freunde und einige Freundinnen Josephinens eingeladen hatte. Diese wußte ihm dafür Dank und war hoch erfreut, ihre Lieben hier versammelt zu finden, die sie in vielen Monden nicht sah. Ameil hatte, vor Bretons Ankunft, seine Gäste sämmtlich gebeten, von dem Tode der Frau von Breton nur so viel zu reden, als nöthig sey, um nicht untheilnehmend zu scheinen. „Wir wollen die guten Menschen aufheitern," sagte er, „und ein Jeder wird die Art zu finden wissen, wie es am besten geschehen kann."

Der Major, der von dem Plane des Herrn von Breton durch seinen Vater unterrichtet war, daß er ihn zum Schwiegersohn wünsche, ging mit

nöthigen Klugheit und Vorsicht zu Werke, um Josephinen zu gefallen und ihr eine für sich günstige Simmung zu geben. Sie gefiel ihm in ihrer Unschuld und Sanftheit, mit ihrem gütigen und bescheidenen Wesen, mit ihrem Anstande und den jungfräulichen Reizen gar sehr. Er würde aber auch ihre Hand dann zu erstreben gesucht haben, wenn sie ihn weniger gefesselt hätte. Ihr Reichthum war ihm die Hauptsache, um seine Gläubiger, die immer dringender und unverschämter wurden, zu befriedigen. Sein Vater hatte ihm überdies gesagt: „Louis, bilde Dir's nicht ein, daß mein Vermögen so groß ist, als es das Publikum glaubt. Manche Unglücksfälle haben es geschwächt, entschließen kann ich

mich zu demüthigenden Einschränkungen auch nicht und meine Wirthschaft frißt jährlich eine große Summe auf. Wird Josephine Deine Frau, so kannst Du nicht in Verlegenheit kommen. Die Mittel zu den beträchtlichen Zuschüssen, die Deinen Aufwand unterhielten, werden geringer und Abzüge willst Du Dir nicht gefallen lassen."

Leser, welche die Welt kennen, wissen es ohne unsere Erinnerung, daß gewisse Jünglinge, die den Becher aller Vergnügungen und Lüste bis auf den Grund geleert haben, das reine, schöne, begeisternde Gefühl für die süße, keusche und unschuldige Liebe verlieren. Sie sind abgestumpft, und der Anblick des schönsten weiblichen Wesens macht

auf sie die wahren und tiefen Eindrücke nicht mehr. Das Heirathen ist ihnen ein Handel um Geld und die Frau nehmen sie als Zugabe, da es doch nicht anders seyn kann, mit hin. Ob sie zu ihrer Neigung, zu ihrem Herzen spricht oder nicht, das ist ihnen gleich viel. So mag man sich den Major denken. Er spannte alle seine Kräfte an, so matt er sich auch fühlte, in frischer, ungeschwächter Jünglingskraft zu erscheinen. Daß außer seinem Gemüthe und seiner Benehmungsweise vieles andere erborgt und falsch war, was er an seinem Körper trug, um Mangelhaftes zu ersetzen, Lücken auszufüllen, das war noch ein Geheimniß, dessen Entdeckung der Gattin, mit der er den Bund der Ehe schloß, aufbehalten wurde.

Mehrere Tage flossen in Verton heiter dahin, wozu auch Auguste, die Schwester des Majors, und ihr Bräutigam, welcher ebenfalls zugegen war, nicht wenig beitrugen. Beide wußten es, daß der Major um Josephinen warb und sie behandelten das Mädchen mit der größten Artigkeit. Wie ein Kind, wie eine Schwester fühlte sie sich im Schlosse. „Mir ist, seit dem Tode meiner Mutter, so leicht nicht ums Herz gewesen,“ sagte sie zu Claren und Agathen, „als in Verton. Wie gut sind die Menschen hier gegen mich! Oft frage ich mich, ob ich einer solchen Liebe auch werth bin.“

In Gesellschaften und auch allein hatte der Major mit ihr gesprochen und

sie gestand es selbst seiner Schwester, daß sie ihn höchst unterhaltend, klug und witzig fand, ohne bei ihm das gute Herz zu vermissen. Daß Auguste nicht nachtheilig von ihrem Bruder urtheilte, dessen Schattenseiten sie nur zu gut kannte, war der Klugheit und auch der Liebe gemäß, die sie doch nicht ganz gegen ihn verleugnen konnte. Agathe, die von seinem wüsten Leben in der großen Welt nichts wußte, bestärkte Josephinen in der wohlwollenden Neigung, mit der sie sich zu ihm hingezogen fühlte.

Vier Wochen waren etwa verflossen, als der Major, mit einer prachtvollen Equipage, in Vevée ankam. An demselben Tage warb er förmlich um

Josephinens Hand bei dem Vater, der ihm keine abschlägliche Antwort gab. Als das Mädchen die wahre Absicht seines Besuchs von ihm selbst erfuhr und er, nach listiger Einleitung, seine Frage so gestellt hatte, daß es ihr schwer wurde Nein zu sagen, gab sie ihm, in Gegenwart des Vaters, die Hand und sagte mit bebender Stimme: „Ja, ich bin Ihre Verlobte . . .“ Er fiel seiner Braut und ihrem Vater dankend und mit den trügerischen Zeichen der tiefsten Rührung in die Arme. Er mußte es Josephinen versprechen, daß er seinen Abschied nehmen und mit ihr entweder in Vevée oder Verton wohnen wolle, und er erwiederte: „Es wird mir nicht schwer, da Sie es wünschen, meine glänzende Laufbahn zu verlassen, auf

der ich alle weltlichen Ehren zu erwarten habe. Stets sollen Sie mich bereit finden, Ihnen mit Freuden jedes Opfer zu bringen. Wo Sie zu leben wünschen, sey es auf Vevée oder Verton, da werde ich auch glücklich seyn."

In der Stunde vor seiner Abreise gab er Josephinen einen Juweelenschmuck, der mehrere tausend Thaler werth war, welchen ihm der Vater verschaffte, indem er einen Wechsel, als baare Zahlung, dafür ausstellte.

Bekannt wurde die Verlobung bald. Der Major hatte von dem Tage an neuen Credit, den er benutzte, um einige Gläubiger zufrieden zu stellen, die ihm keine Zahlungsfrist mehr gestatte-

ten. Schriftliche und mündliche Gratulationen häuften sich in Vevée, und sie wurden von Freunden abgestattet, die es wohl wußten, daß der Major der rechte Mann nicht war, um eine Gattin, wie Josephinen, glücklich zu machen. Ueber Bretons Verblendung staunte man; aber kein Mensch hatte Lust und Herz genug, auch nicht die dreiste Wahrheitsliebe, um ihm zur rechten Zeit die Augen zu öffnen. Alles lobte den Major. Wie groß ist die Zahl der unzuverläßigen Freunde, die, weil sie uns kein Haar krümmen wollen, uns ins Unglück stürzen! Ach! wer nicht für sich selber stehen kann, den verlassen sie, wenn er ihrer bedarf und — wenn sie noch Mitleid haben, bedauern sie seinen Fall.

Josephine war mehrere Tage in einem Taumel gewesen, sie kam nicht zu sich selbst, sie hatte mit ihrer Vernunft und ihrem Herzen gleichsam geträumt. Als sie erwachte und zur Besinnung kam, da war sie die unglücklichste Braut auf Erden.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Folgende, so eben erschienene Romane, welche mit Recht allen Lesezirkeln uud Leihbibliotheken empfohlen werden können, sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands für beigesetzte Preise zu bekommen:

Blutsauger, die. Ein Roman. 8.
1 Rthlr 4 Gr.

Carlo Cellini, oder die Männer der Nacht. Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Hildebrandt, C., Carl von Tellheim und Minna von Barnhelm. Ein kriegerisches Gemälde aus den Zeiten Friedrichs des Großen. Drei Theile. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Derselbe, Kuno von Schreckenstein, oder die weissagende Traumgestalt.

Ritterroman in 3 Theilen. Mit 1 Kupfer. 3 Rthlr. 12 Gr.

Mettingh, Philippine v., Opfer des Zeitgeistes. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Müller, H., das Pfarrhaus zu Liebenthal, oder die seltene Braut. Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Derselbe, die Corsarenbeute, oder Fatime. Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Ritter Golo der Grausame, oder die Büßende in der Felsengruft. Ritterroman in 3 Theilen. Mit 1 Kupfer. 8. 3 Rthlr. 12 Gr.

Verschwornen, die, oder die Ruinen der Rothenburg. Ritter- und Räuberroman aus der Vorzeit. 3 Theile. 3 Rthlr. 4 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnold, Ignaz Ferdinand,

Die Giftmischerin oder die Geheimnisse des Grabes

Bd.: 1

Quedlinburg [u.a.] (1822)

P.o.germ. 2059-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129527-1